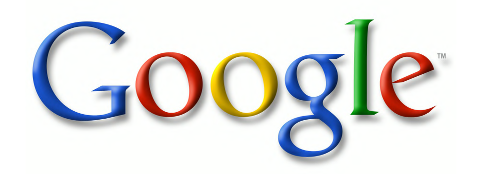
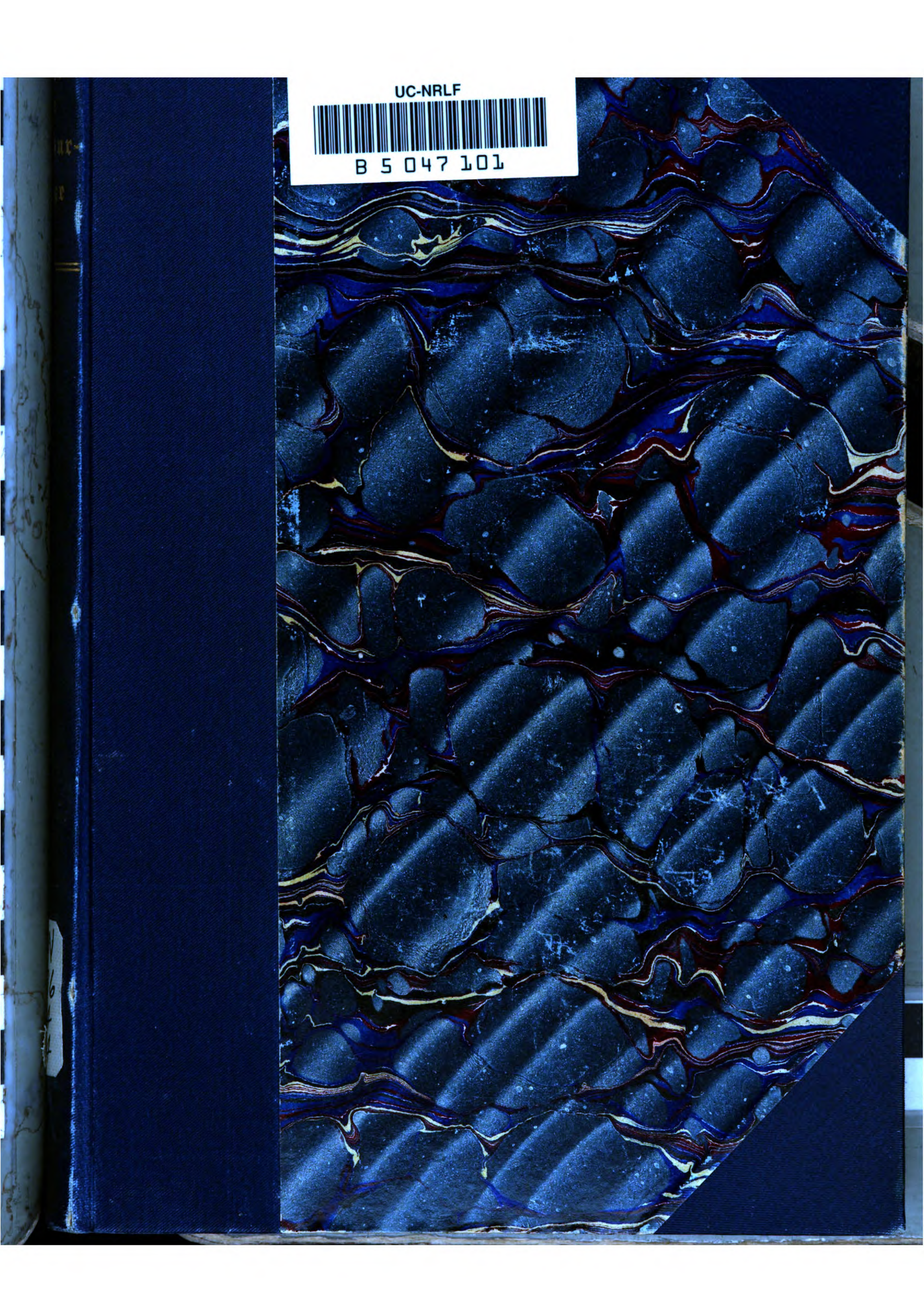



Gral-
und
Arthur-
Sage
PN
686


PN
686
P4


PN
686
P4
14


UC-NRL
B 5 047


UC-NRLF
B 5 047 101

Deutsche Bücherei.

Deutsche Bücherei.

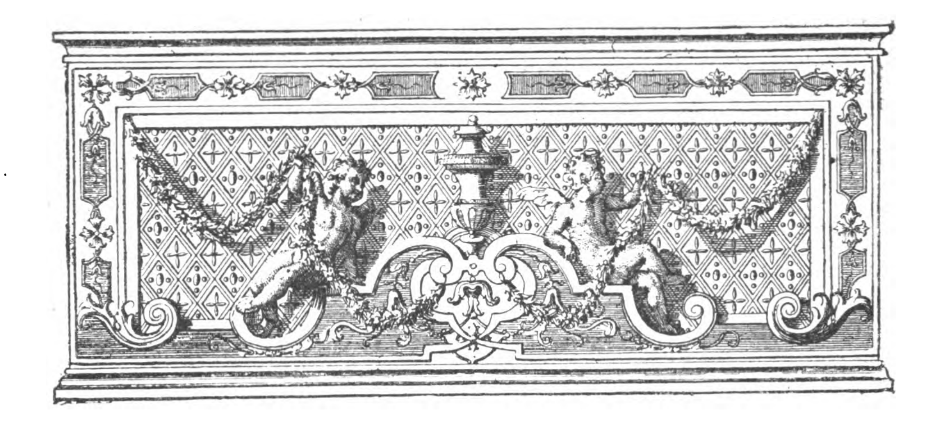
Die Sage von Parzival und dem Gral.

Von

Wilhelm Hertz.



Breslau.
Druck und Verlag von S. Schottlaender.
1882.



In demselben Jahrzehnt, das Hartmanns Iwein und Gottfrieds Tristan entstehen sah, dictirte der bairische Ritter Wolfram von Eschenbach auf seinem Burghaus Wildenberg den Parzival. Es war das glorreichste Jahrzehnt der ritterlichen Poesie, das erste des 13. Jahrhunderts.

Mit der idealen Welt, in der sich die Helden dieser neuen Dichtungen bewegten, war das höfische Publikum längst vertraut. Die Artursage, welcher Iwein und Parzival angehören, hatte Hartmann selbst in seiner Jugend den Deutschen bekannt gemacht. Viel früher noch war von Tristan die erste Kunde gekommen. Den Namen Parzival hatte Hartmann im Erec wenigstens beiläufig ausgesprochen.[1] Völlig neu war nur Wolframs Sage vom Gral.

Wie die Sagen von Artur und von Tristan, wie Ritterthum und ritterliche Dichtung überhaupt, kam auch sie aus Frankreich. Dort hatte sie in der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts eine großartige literarische Bewegung hervorgerufen, welche bis tief in's 13. Jahrhundert fortdauerte. Geistliche und Laien wetteiferten auf diesem für beide gleich anregenden Gebiete. Romane in Versen und in Prosa schwollen an zu fast unabsehbarem Umfang. Von dieser reichen Literatur ist uns Vieles erhalten; noch mehr scheint verloren, und die lückenhafte Ueberlieferung giebt uns manches Räthsel auf.

Die französischen Graldichtungen fanden Nachahmung außer in Deutschland besonders in Großbritannien, ferner in den Niederlanden, in Norwegen und in Spanien, in letzterem Lande, das lange für die Heimath der Gralsage gehalten wurde, erst nach der Mitte des 14. Jahrhunderts.

Unter allen Denkmälern dieses Sagenkreises ist das Werk Wolframs nicht nur das poetisch bedeutendste, sondern auch das einzige, das ein planmäßig

geordnetes und abgeschlossenes Ganze darstellt. Es geschieht daher keineswegs blos aus landsmannschaftlicher Vorliebe für den deutschen Dichter, wenn wir bei einer Besprechung der Gralsage von Wolframs Parzival ausgehen.[2]

Parzival stammte väterlicherseits aus dem Königshause von Anjou, das mit dem Geschlechte Arturs aus dem Liebesbunde einer Fee und eines sterblichen Helden hervorgegangen war. Sein Vater Gahmuret führte das Abenteuerleben eines fahrenden Ritters. Auf seinen Streifzügen in den Ländern der Heidenschaft erwarb er sich Herz und Hand der Mohrenkönigin Belakane, verließ sie aber bald wieder heimlich aus Sehnsucht nach ritterlichen Thaten. Sie gebar einen Knaben, der, weil er schwarz und weiß gefleckt war, den Namen Feirefiz (vair fiz der bunte Sohn) erhielt.[3] In die Länder der Christenheit zurückgekehrt, erkämpfte sich Gahmuret als Turnierpreis Herzeloide (aus altfranzösisch Herselot, Deminutiv von Hersint, Heriswind[4]), die jungfräuliche Königin von Norgals (Nord-Wales) und Waleis (Valois), und erbte zugleich nach dem Tode seines ältern Bruders das Königreich Anjou. Doch kaum hörte er von einem neuen Kriege im Orient, so zog er wieder davon und fand im Kampfe den Tod.

In schwerem Jammer genas Herzeloide eines Sohnes; den liebkoste sie mit Weinen und Lachen. Um ihn vor des Vaters Schicksal zu bewahren, erzog sie ihn auf einem einsamen Gereute tief im Walde und verbot ihren Leuten, dem Knaben je von Ritterschaft zu sprechen. Er schnitzte sich Bogen und Bölzlein, lernte den Speerwurf und jagte nach Hirschen. Die Mutter sagte ihm von Gott, der lichter sei als der Tag und den Menschen in ihren Nöthen Hilfe bringe, und von dem schwarzen ungetreuen Teufel. Eines Tages, als er auf die Birsch ging, sprengten an einer Halde vier Ritter in vollem Waffenschmucke heran. Er hielt jeden für einen Gott, fiel auf die Kniee und rief ihre Hilfe an. Sie erklärten ihm, er sehe Ritter vor sich. — Was ist das? fragte er begierig, wer macht zum Ritter? — Das thut der König Artus. — Er betastete ihren Ringpanzer und wollte wissen, wozu das nütze. Sie belehrten ihn lachend und ritten weiter. Er aber lief in freudigem Eifer zur Mutter und erzählte ihr sein Erlebniß: König Artus müsse ihn zum Ritter machen. Vor Schrecken fiel Herzeloide in Ohnmacht. Dann ging sie angstvoll mit sich zu Rathe: Die Leute spotten gerne; darum soll mein Kind Narrenkleider an seinem lichten Leibe tragen; wird er gerauft und geschlagen, so kehrt er wohl bald wieder um. — Sie machte ihm aus Sackleinwand Hemd und Hosen an einem Stück, mit einer Gugel daran, und zog ihm zwei haarige Bauernstiefel aus frischer Kalbshaut an die blanken Beine. Dann gab sie ihm Lehren auf den Weg: er solle die dunkeln Furthen meiden, solle die Leute grüßen, und wenn ihn ein alter grauer Mann unterweisen wolle, dem solle er gerne folgen; wo er eines reinen Weibes Ring und Gruß erwerben könne, solle er sich eilen, sie zu küssen und zu umfangen. — In der Morgenfrühe ritt er davon. Sie lief ihm nach, bis er ihr aus den Augen schwand. Da brach ihr das Herz: sie fiel zur Erde und starb.

Der Knabe ritt auf seinem schlechten Pferdlein nach dem Wald von Breceliand. Er kam an einen Bach, den ein Hahn hätte überschreiten können:

weil er aber von Blumen und Gras dunkel war, so folgte der Junge dem Rathe der Mutter und ritt den ganzen Tag neben dem Bächlein hin. Am andern Morgen fand er endlich eine helle Furth und drüben auf einem Anger ein sammtenes Zelt; darin schlief die schöne Herzogin Jeschute. Kaum gewahrte er an ihrer Hand ein Ringlein, so schloß er sie in die Arme und küßte sie, wie ihm die Mutter gerathen. Dann nahm er der Erschrockenen Ring und Spange, aß und trank, was im Zelte bereit stand, und ritt von dannen. Als der eifersüchtige Gatte der Frau, Orilus von Lalander (Orgeillous de la lande, der Stolze von der Aue) bei seiner Rückkehr die Spuren im Thau sah, glaubte er, die Herzogin habe eine Zusammenkunft mit einem Geliebten gehabt, und führte sie in schmählichem Aufzuge mit sich fort.

Der Knabe unterdessen hörte auf einer Halde weiblichen Klageruf. Dort saß eine Jungfrau mit der Leiche eines jungen Fürsten im Schooß. Es war Sigune, die Tochter von Herzeloidens Schwester. Ihren Geliebten hatte Orilus kurz zuvor im Zweikampf mit der Lanze durchrannt. Der Junge trat ihr mit treuherziger Theilnahme nahe, und sie fragte ihn, wie er heiße. Er erwiderte: Zu Hause nannte man mich Bon fiz, schier fiz, bea fiz. — Da erkannte sie ihn als ihrer Muhme Kind und sagte ihm seinen wahren Namen: er heiße Parzival; der Name bedeute „Mittendurch“. Da er vor Begier brannte, ihr Leid zu rächen, wies sie ihn absichtlich auf einen falschen Weg. Wer ihm begegnete, Ritter oder Kaufmann, den grüßte er nach seiner Mutter Lehre.

So kam er am folgenden Tage nach Nantes, wo König Artus Hof hielt. Vor der Stadt traf er auf Ither, den rothen Ritter, der ihm eine Herausforderung an die Ritter der Tafelrunde auftrug. Parzival drängte sich durch das Gewühl des Hofes vor den König. Alles staunte über seine Schönheit. Er richtete Ithers Botschaft aus und wollte sofort Ritter werden. Der König hieß ihn bis morgen warten, damit man ihn ausrüsten könne. Aber der Junge trippelte vor Ungeduld wie ein Trappe und rief, der König solle ihm nur die Rüstung des rothen Ritters zu eigen geben, der draußen vor der Stadt auf Streit warte. Ungerne willfahrte ihm Artus. Auf einer Altane saß die Jungfrau Cunneware, die nicht lachen wollte, bis sie den sehen würde, dem der höchste Preis beschieden sei. Vor den berühmtesten Helden war sie ernst geblieben; aber als sie den schönen jungen Thoren sah, da lachte sie. Das ärgerte Key, den wortscharfen Seneschal des Königs, so, daß er sie unter Scheltreden schlug.

Parzival kam zu dem rothen Ritter, verlangte seine Waffen und griff ihm nach dem Zaume. Da stieß Ither mit umgekehrtem Lanzenschaft ihn sammt seinem Pferdlein über den Haufen. Der Knabe aber warf ihm seinen Spieß in die Augenöffnung des Helmes, daß er todt vom Rosse fiel. Parzival drehte ihn hin und her und wußte nicht, wie er ihm die Rüstung abziehen sollte. Ein Knappe des Artushofes, Iwanet, kam ihm zu Hilfe, konnte ihn aber nicht dazu bringen, seine Narrenkleider abzulegen. Was mir meine Mutter gegeben hat, sagte der Junge, das soll nicht von mir kommen. — Iwanet mußte ihm die Rüstung

darüber anziehen. Dann sprang Parzival auf Ithers Roß und ritt an einem Tage weiter, als ein weiser Mann ohne Rüstung in zweien geritten wäre.

Gegen Abend sah er die Thürme einer Burg auftauchen und meinte, sie wüchsen aus der Erde. Im Schatten einer Linde saß der grauhaarige Burgherr. Den bat er sofort um Unterweisung, wie ihm die Mutter eingeschärft hatte. Gurnemanz, so hieß der Fürst, warf seinen Sperber in die Luft, der sich mit klingender Goldschelle als Bote in die Burg schwang. Alsbald kamen Jungherren gelaufen, den Gast zu empfangen. Sie brachten ihn aber erst nach langem Zureden vom Rosse. Gurnemanz bewirthete und pflegte ihn und nahm sich seiner Unwissenheit an: Ihr redet wie ein Kindlein immer von Eurer Mutter; wißt Ihr denn nichts Anderes zu sagen? — Er gab ihm weise Lehren, unter Anderem auch die, er solle nicht viel fragen. Der Junge beherzigte Alles wohl und lernte darauf die ritterlichen Künste so schnell, daß er alle seine Lehrmeister in den Sand setzte. Gerne hätte ihn der Alte, der drei Söhne im Kampfe verloren hatte, durch sein liebliches Töchterlein Liaze an sein Haus gefesselt. Aber der junge Ritter wollte sich erst im Streite besser erproben.

Durch wildes hohes Gebirge ritt er weite pfadlose Strecken bis zu der am Meere liegenden Burg Pelrapeire (Bel repaire, schöner Wohnsitz), welche eben, von Feinden bedrängt, schwere Hungersnoth litt. Herrin der Burg war eine Nichte des alten Gurnemanz, die wunderschöne junge Königin Condwiramur, welche nach dem Tode ihres Vaters der König Clamidé zur Ehe zwingen wollte. Parzival zog sein Roß über eine schwankende Brücke von Flechtwerk und erbat sich Einlaß in die Burg. Die hungerfahlen Bewohner und ihre holde Königin empfingen ihn ehrenvoll. Sie blühte, wie im süßen Thau die Rose aus ihrem Knösplein weiß und roth hervorscheint. Er saß ihr gegenüber, traute sich aber nicht zu reden, weil ihm Gurnemanz sein kindisches Fragen verboten hatte, bis endlich sie das Schweigen brach. Aller Augen hingen an dem schönen jungen Menschenpaar. Nach schmaler Bewirthung wurde Parzival in ein prächtiges Bette gebracht, wo er, müde von seinem gewaltigen Ritte, bald entschlief. Da fielen heiße Thränen auf sein Angesicht. Er blickte auf; von Kerzen war es taghell im Gemach, und vor seinem Bette kniete Condwiramur mit bitterlichem Weinen. Sie klagte ihm, wie sie, verwaist und ihrer liebsten Helfer beraubt, keinen Ausweg sehe, sich vor dem verhaßten Freier zu schützen, als den Tod; ihr schlimmster Feind sei des Königs Seneschal Kingrun, der ihr im Zweikampf schon manchen Ritter getödtet und morgen wiederkommen werde, um ihr seinen Herrn als Gatten aufzunöthigen. Parzival verhieß ihr seine Hilfe, und sie ging getröstet weg. Sobald es tagte, legte er seine Waffen an und ritt hinaus auf den Plan zu seinem ersten Schwerterstreit. Kingrun, der es mit sechs anderen Rittern hätte aufnehmen können, erlag und wurde vom Sieger an den Artushof geschickt, sich der Jungfrau Cunneware zu ergeben, die um Parzivals willen geschlagen worden war. In festlichem Zuge geleiteten die Bürger den jungen Helden zur Königin. Die drückte ihn an ihr Herz und sprach: Keines Mannes Weib werde ich auf Erden als dessen, den ich umfangen halte. — Durch einen

glücklichen Zufall wurden an diesem Tage zwei mit Speisen beladene Kauffahrteischiffe in den Hafen der Burg vom Winde verschlagen, so daß die Hochzeit des kindlichen Paares in Freuden gefeiert werden konnte. Als der König Clamidé von der Niederlage seines Seneschals hörte, berannte er die Burg mit starker Heerschaar. Aber seine Angriffe wurden abgeschlagen, er selbst von Parzival im Zweikampf besiegt und an den Hof zu Cunneware gesandt. Im höchsten Glück thronte das junge Königspaar zu Pelrapeire, und das verwüstete Land begann wieder zu grünen.

Doch eines Morgens nahm Parzival Abschied von seinem Weibe, um nach seiner Mutter zu sehen, und verließ ohne Gefolge sein Königreich. Er ritt am ersten Tage so weit, daß ein Vogel es mit Mühe erflogen hätte. Gegen Abend kam er an einen See, auf dem Fischer ankerten. Einen derselben, einen traurig blickenden Mann in prächtigen Gewanden, fragte er um eine Nachtherberge, und jener erwiderte, auf dreißig Meilen in der Runde sei nur ein einziges Haus, dort wolle er selbst ihn bewirthen. Er beschrieb ihm den Weg, und Parzival kam in der Einsamkeit zu einer herrlichen Burg mit vielen Thürmen und Palästen. Ritter und Knappen empfingen ihn ehrenvoll, ließen ihn die Waffen ablegen und hüllten ihn in einen Mantel von arabischer Seide. Zum Mahle führte man ihn in einen weiten Saal, worin hundert Kronleuchter mit brennenden Kerzen hingen. Außerdem brannten zierliche Kerzen ringsum an den Wänden. Darunter standen hundert Ruhebetten mit je vier Sitzen; vor jedem Bette lag ein runder Teppich. In drei Marmorkaminen loderten Feuer von Aloeholz. Bei der mittleren Feuerstätte saß der Burgherr auf einem Spannbette, in köstliche Pelze gehüllt, todtbleich von qualvollem Siechthum. An seine Seite mußte Parzival sich setzen. Als sämmtliche Ritter im Saale Platz genommen hatten, sprang ein Knappe mit einer Lanze zur Thüre herein; von deren Schneide rann Blut den Schaft herab bis auf des Trägers Aermel. Unter allgemeinem Weinen und Schreien trug der Knappe die blutende Lanze an den vier Wänden hin, und erst als er wieder in der Thüre verschwunden war, stillte sich des Volkes Jammer. Nun wurde am Ende des Saales eine Stahlthüre aufgethan, und zwei liebliche Jungfrauen in braunem Scharlach mit Blumenkränzen im langen blonden Haare trugen Kerzen auf goldenen Leuchtern herein. Ihnen folgten zwei andere, gleichgekleidete, welche zwei Stollen von Elfenbein vor den Burgherrn stellten. Darauf kamen acht in grünen Sammetgewanden: vier gingen voran mit großen Kerzen, vier andere brachten eine dünne durchsichtige Tischplatte von Granat-Jachant und legten sie quer über die Elfenbeinstollen. Dann verneigten sich alle vor dem Herrn und traten zurück. Wieder kamen vier mit Lichtern und hinter ihnen zwei mit zwei silbernen Messern, die sie auf den Edelsteintisch niederlegten. Diese sechs trugen getheilte Tracht (der Länge nach in zwei verschiedene Farben getheilt) aus kostbaren orientalischen Gewirken. So standen nun achtzehn Jungfrauen beisammen. Da kamen noch einmal sechs in derselben Tracht wie die letzten, mit Glasschalen, worin Balsam brannte, und ihnen folgte die Königin Repanse-de-schoye (Freudengedanke), deren Antlitz leuchtete, als ob es tagen wollte. Auf einem grünseidenen Kissen trug sie

„den Wunsch vom Paradies (den Inbegriff aller Paradieses herrlichkeit): das war ein Ding, das hieß der Gral, Erdenwunsches Ueberwall (was alle auf Erden erdenkbare Vollkommenheit überwallt, übersteigt)". Sie neigte sich und setzte den Gral auf den Edelsteintisch. Dann trat sie zurück und blieb stehen im Kreise der Jungfrauen. Nun trugen die Kämmerer hundert Tische vor die Ruhebetten und deckten sie mit weißen Laken. Auf vier Handwagen wurde goldenes Tafelgeschirr umhergefahren und auf die Tische vertheilt. In goldenen Becken reichte man den Gästen das Handwasser, und das Mahl begann. Die Bewirthung selbst gewährte der Gral: man brauchte nur zu wünschen, und das Gewünschte erschien in Teller und Becher. „Denn der Gral war des Glückes Frucht, der Weltsüße eine solche Fülle, daß er nahezu das Himmelreich aufwog".

Parzival sah staunend all die Pracht und die Wunder; aber er dachte an des Gurnemanz Lehre, daß er nicht viel fragen solle, und meinte, man werde ihm wohl auch ohne Frage diese Dinge erklären. Ein Knappe brachte ein kostbares Schwert, dessen Griff ein Rubin war. Das schenkte der Burgherr dem Gast als Ersatz dafür, wenn etwas an seiner Verpflegung mangeln sollte: er habe es selber in manchem Kampfe geführt, bis ihn Gott am Leibe verletzt habe. Weh, daß er da nicht fragte! Denn damit wurde er zu fragen gemahnt. Parzival schwieg. Darauf wurden die Geschirre und Tische wieder entfernt und der Gral von den Jungfrauen hinweggetragen. Parzival blickte ihnen nach und sah durch die offene Thüre in einer Kemenate den schönsten alten Mann, weißer als Reif, auf einem Bette liegen. Dann wurde Parzival in ein prächtiges Schlafgemach geführt und von Edelkindern entkleidet. Vier lichte Jungfrauen brachten ihm gewürzte Weine und Früchte des Paradieses ans Bette. Als er entschlummert war, stellten die Jungherrlein die Kerzen auf den Fußteppich und schlichen hinaus.

Nach unruhigem Schlafe erwachte er um die Mitte des Morgens. Vor dem Bette lagen seine Rüstung und die zwei Schwerter; unten an der Treppe war sein Roß angebunden. Niemand ließ sich blicken. Er durchlief die weiten Gemächer: die Burg war wie ausgestorben. Im Hof sah er Hufspuren, die zum Thore hinausführten. Er ritt ihnen nach. Da schnellte ein verborgener Knappe die Zugbrücke so rasch hinter ihm in die Höhe, daß sein Roß beinahe zu Falle kam, und rief mit Scheltworten: Warum habt Ihr das Maul nicht aufgethan und den Wirth gefragt? Große Ehre habt Ihr verpaßt. — Parzival rief zurück, erhielt aber keine Antwort. Er folgte den Hufspuren; aber bald verloren sie sich in der Wildniß. Da sah er auf einer Linde ein Weib mit einem Todten im Arm; es war die treue Sigune. Von ihr erfuhr er, die Burg heiße Munsalväsche, der wilde Berg; wer sie mit Absicht suche, der finde sie nicht; der kranke König heiße Anfortas. Laß hören liebe Märe, sprach sie, auf immer wirst Du des Glückes Krone tragen, und Niemand kommt Dir an Reichthum gleich, wenn Du der Frage ihr Recht gethan hast. — Er erwiderte: Ich habe nicht gefragt. — Weh, daß Euch mein Auge schaut! rief sie empört, Ihr saht doch solch große Wunder und hattet nicht so viel Erbarmen mit Eurem Wirth, ihn um seine Noth zu fragen. Ihr lebt und seid am Heile todt! — Er bat sie bestürzt um freundlichere Worte,

er wolle Alles wieder gut machen. — Das ist zu spät! Zu Munsalväsche verlort Ihr Ehre und ritterlichen Preis. Ich gebe Euch keine Antwort mehr.

Von Reue gequält, ritt er fort. Da traf er im Walde die arme Herzogin Jeschute, welcher er als junger Thor Ring und Spange geraubt hatte und welche Orilus noch immer zu ihrer Schmach in zerfetztem Kleid auf magerer Mähre mit sich umherführte. Nach furchtbarem Kampf überwand Parzival den Zürnenden, zwang ihn, sich mit der Frau zu versöhnen, und beschwur ihre Unschuld. Als auch der gefürchtete Orilus am Hofe des Königs Artus erschien, vom rothen Ritter als Besiegter gesandt, da machte sich Artus auf, den ruhmreichen Helden zu suchen und an die Tafelrunde zu laden. Nach einer Woche kam Parzival zufällig in die Nähe des Hoflagers. Es hatte in der Nacht geschneit, und von der Jagd eines Falken lagen drei Blutstropfen im Schnee. Beim Anblick der beiden Farben roth und weiß versank Parzival in sehnsüchtige Träume: Condwiramur, hier liegt dein Schein! — Er sah ihr zartes Antlitz vor sich, wie es ihm in jener ersten Nacht erschienen war, zwei Thränen auf den Wangen, die dritte am Kinn. Da überwältigte ihn die Minne mit solcher Macht, daß er in seinen Träumen sich selbst verlor und zwei Ritter der Tafelrunde, welche ihn angriffen, aus dem Sattel warf, ohne sich dessen zu versinnen. Der zweite war Key der Seneschal, der sammt seinem Rosse mit solcher Wucht über den Haufen gerannt wurde, daß er Arm und Bein brach. So waren die Schläge gerochen, welche die Jungfrau Cunneware um Parzivals willen von ihm erhalten hatte. Endlich weckte der erfahrene Gawan, der Neffe des Königs Artus, Parzival aus seinem Liebeszauber und brachte ihn an den Hof, wo der noch bartlose junge Held in die Tafelrunde aufgenommen wurde. Alle Frauenherzen zwang seine Schönheit.

Während er so im hellsten Glanze irdischer Ehren saß, kam eine Jungfrau von ungeheuerlicher Häßlichkeit in Prachtgewändern auf einem Maulthier dahergeritten. Es war die gelehrte Gralbotin, die alle Sprachen konnte: Cundrie die Zauberin. Sie hielt vor Artus und erklärte die Tafelrunde durch Parzivals Gesellschaft geschändet. Dann ritt sie mit Fluchworten vor Parzival: Schmach Eurem lichten Schein und Euren heldenhaften Gliedern! Sagt an: als der trauernde Fischer ohne Freude und Trost saß, warum erlöstet Ihr ihn nicht? Wäre doch Euer Mund so leer der Zunge, wie Euer Herz leer ist rechter Sinne! Zur Hölle seid Ihr im Rathe des Himmels bestimmt: so mögen Euch auch die Edeln auf Erden verdammen. Ihr Bann des Heils, Ihr Fluch des Glücks, kein Arzt kann Eure Ehre heilen! — Darauf wandte sie sich wieder an den König und sagte, sie müsse heute Nacht noch auf Schahtel-marveil (dem Wunderschlosse) sein, wo ein Ritter, der nach Ruhm und hoher Minne begehre, vier Königinnen und vierhundert Jungfrauen erlösen könnte. Dann ritt sie ohne Abschied fort und rief, indem sie oftmals mit nassen Augen zurückschaute: O Munsalväsche, Jammers Ziel, weh, daß Dich Niemand trösten will!

Manch edle Frau weinte um den geschmähten jungen Helden. Da kam ein fremder Ritter an und forderte Gawan auf den vierzigsten Tag zum gerichtlichen Zweikampf, weil er seinen, des Ritters, Herrn hinterlistig erschlagen habe.

Trauernd standen die Ritter und die Frauen auf und umdrängten Parzival und Gawan mit tröstendem Zuspruch. Parzival aber erwiderte: Ich will von keiner Freude wissen, bis ich den Gral gesehen. Soll ich um meine Bescheidenheit der Welt Spott hören, so hat der werthe Gurnemanz mir übel gerathen, daß ich zudringliche Frage meiden solle. Ach, hilfloser Anfortas, was half Dir, daß ich bei Dir war? — Gawan küßte ihn zum Abschied und sprach: Gott gebe Dir Glück auf Deine Fahrt! — Weh, sprach Parzival, was ist Gott? Wäre er gewaltig, so hätte er uns Beiden solche Schmach nicht widerfahren lassen. Ich war ihm dienstwillig unterthan; nun will ich ihm den Dienst aufsagen. Hat er Haß, ich will ihn tragen. Dich, Freund, behüte reinen Weibes Minne! —

Nun tritt der leichtblütige Gawan für lange Zeit in den Vordergrund des Gedichtes. Es folgt eine Reihe jener phantastischen Abenteuer, welche bis auf den sinnreichen Hidalgo von der Mancha das Entzücken ritterlicher Leser waren. Im Verlauf dieser Abenteuer übernimmt Gawan zwar auch die Verpflichtung, den Gral zu suchen, wird aber bald von den Reizen der schönen und übermüthigen Orgeluse so bezaubert, daß von seiner Gralsuche nicht weiter die Rede ist. Auch die Mordklage rechtfertigt das tragische Aufsehen nicht, womit sie am Artushof inscenirt wurde; denn sie erweist sich als vollkommen unbegründet. Den Mittelpunkt der großen Gawanepisode bilden die Abenteuer des Wunderschlosses. Ihr Urheber ist der Zauberer Clinschor von Capua, dem die guten und bösen Luftgeister dienstbar sind und der für eine erlittene Schmach sich an der Menschheit rächen will. Gawan besteht die Abenteuer mit großer Lebensgefahr, erlöst die gefangenen Frauen und gewinnt die Hand Orgelusens.

Parzival ritt unterdessen gepanzert durch die Welt, siegreich in allen Kämpfen, aber von zwiefacher Sehnsucht verzehrt: er sehnte sich nach der Minne seines jungen Weibes und noch mehr nach dem hohen Ziele, nach Munsalväsche und dem Gral. Es ging bereits ins fünfte Jahr, daß er weder Kirche noch Kloster betreten hatte; da begegnete er eines Morgens im tiefen Walde einem Fürsten, welcher mit seiner Frau und seinen zwei Töchtern im Büßergewand und barfuß durch den frischgefallenen Schnee wanderte. Der tadelte ihn, daß er heute Waffen trage; es sei der Charfreitag; er solle auf ihrer Spur weiter reiten, so werde er einen Klausner finden, der ihm Absolution ertheilen werde. Parzival besann sich. Sein abgequältes Herz wandte sich zu Gott zurück. Ward er je einem Ritter hold, sprach er bei sich, und mag Schild und Speer und rechte mannhafte Wehr seiner Hilfe werth sein, und ist heute wirklich sein Hilfetag, so helfe er und weise mich den rechten Weg. — Er ließ dem Rosse die Zügel, und es trug ihn nach der Einsiedelei. Es war ein Mann von des Grales Geschlecht, der sich aus einem thatenreichen Leben voll Liebe und Ritterschaft dorthin zurückgezogen hatte, Trevrizent, des Anfortas Bruder. Er hatte der Welt entsagt, damit Gott dem Kranken helfe. Parzival hörte jetzt erst, wie nahe ihm die Beiden standen. Sie waren Brüder seiner Mutter Herzeloide. Seufzend verwies ihm Trevrizent seinen kindischen Trotz gegen Gott, dem man mit Zorn nichts abnöthigen könne. Parzival

blieb und theilte als Gast das Büßerleben des Oheims und erfuhr nun durch ihn die geheimnißvolle Märe vom Gral.

Der Gral ist ein Edelstein von reinster Art, der jeden Wunsch gewährt. Es ist derselbe Stein, durch dessen Kraft der Phönix aus der Asche neu ersteht. Sein Anblick verleiht nie alternde Jugendkraft, und wer ihn schaut, kann in derselben Woche nicht sterben. Jeden Charfreitag schwingt sich eine durchleuchtig weiße Taube vom Himmel herab und legt eine feine Oblate auf den Stein; davon wird ihm seine Wunderkraft. Der Stein ist so schwer, daß ihn die sündige Menschheit insgesammt nicht von der Stelle rücken könnte; aber eine reine Jungfrau trägt ihn ohne Mühe. Dem Heiden ist er ganz unsichtbar. Als Offenbarungen des göttlichen Willens erscheinen Schriftzüge auf dem Gral, welche, wenn sie gelesen sind, wieder verschwinden. Auf Munsalväsche dienen dem Gral Ritter und Jungfrauen, die als Kinder durch die Gralinschriften aus allen Landen zusammenberufen werden. Nur der Berufene findet den Weg zum Gral. Von diesen seinen Dienern fordert der Gral Keuschheit und Demuth. Wird ein Land herrenlos, so entsendet der Gral einen seiner Jünglinge dahin; der erscheint dort plötzlich geheimnißvoll durch ein Wunder. Die Jungfrauen aber werden werbenden Fürsten gegeben. Die männlichen Graldiener heißen Templeisen und üben Ritterschaft, aber nicht im Frauendienst, sondern zur Buße ihrer Sünden. Sie durchstreifen das wilde Land und vertheidigen die Zugänge der Gralburg und zwar auf Tod und Leben: sie machen keinen Gefangenen. Minne ist ihnen verboten. Nur der König und solche, welche als Könige in herrenlose Länder entsandt werden, dürfen heirathen. Die Uebrigen bilden eine ritterliche Brüderschaft.

Die ersten Gralhüter waren jene Engel gewesen, welche sich im Aufruhr Lucifers gegen Gott neutral gehalten hatten. Von ihnen kam der Gral in christliche Hände. Der erste König, dem die Fahne des Grals anvertraut wurde, war Titurel. Er nahm sich zum Wappen eine Turteltaube, welche von da an das Abzeichen der Templeisen blieb. Das war jener schöne alte Mann, den Parzival auf der Gralburg in einem Nebenzimmer liegen sah. Titurel trat das Königthum an seinen Sohn Frimutel ab. Der aber ritt auf Minnedienst für seine geliebte Frau und fand im Lanzenrennen den Tod. Ihm folgte sein ältester Sohn Anfortas. Auch dieser übertrat das Gebot des Grals und begehrte anderswo Minne, als der Gral ihm befahl. Er strebte nach Ruhm im Dienste der schönen Orgeluse, und sein Schlachtruf war Amor. Zur Strafe ward er vom vergifteten Speer eines Heiden in den Weichen verwundet. Kein Heilmittel half. Mit jedem Umlauf schlimmer Gestirne steigerten sich seine Qualen, welche nur dadurch gelindert wurden, daß man die Lanzenspitze in die Wunde steckte. Dann bildete das Gift an dem Eisen einen glasigen Ueberzug, den man mit silbernen Messern wieder absprengte. Die blutige Lanze und die silbernen Messer hatte Parzival auf der Gralburg gesehen. Die einzige Erholung des kranken Königs war, im Nachen auf dem See Brumbane zu lehnen. Daher nannte man ihn den Fischer. Endlich verkündete eine Gralinschrift, er solle genesen, wenn ein Ritter absichtlos den

Weg zur Gralburg finde und ihn unaufgefordert über sein Leiden befrage. Diesem seinem Retter solle Anfortas dann das Gralkönigthum übergeben. Wohl kam ein solcher, fügte Trevrizent hinzu, der sah den Kummer des Königs, aber fragte ihm nicht nach. — Zögernd gestand Parzival voll Scham und Reue, daß er dieser Unselige gewesen. Zugleich erfuhr er, daß er durch sein Davonreiten seiner Mutter das Herz gebrochen und im rothen Ritter Ither einen nahen Verwandten erschlagen habe. Trevrizent tröstete den Tiefgebeugten. Er löste ihn von Sünden und gab ihm dabei ritterlichen Rath. Nach vierzehn Tagen schied Parzival mit Gott versöhnt von seinem Oheim.

Noch war aber seine Prüfungszeit nicht erfüllt; seine gefährlichsten Kämpfe sollte er noch bestehen. Auf einsamem Ritte traf er mit Gawan zusammen; sie erkannten sich nicht und rannten gegen einander. Schon war Gawan am Unterliegen, als Edelknaben herbeikamen und angstvoll seinen Namen riefen. Parzival folgte dem Freunde an das Hoflager, wo eben nach zahlreichen Abenteuern eine allgemeine Sühne und fröhliche Hochzeiten gefeiert wurden. Aber aus dem Gewühle der Glücklichen stahl sich Parzival heimlich hinweg. Da traf er in einer lichten Wildniß auf einen reichgeschmückten Fürsten aus der Heidenschaft. Mit Ausrufen höchster Erregung begleitet der Dichter ihren wundervollen Kampf. Zum ersten Mal kam Parzival in schwere Bedrängniß. Sein Schwert zerbrach auf des gewaltigen Gegners Helm. Da warf der Heide in stolzer Großmuth auch das seine fort. Sie nannten ihre Namen und erkannten sich als Brüder. Es war Feirefiz, der Sohn Belakanes, der ausgezogen war, seinen Vater Gahmuret zu suchen. Freudig führte Parzival seinen Bruder an Artus Hof. Da, als die Helden mit Blumenkränzen im Haar an der festlichen Tafelrunde saßen, kam wieder die Gralbotin Cundrie, fiel mit Thränen vor Parzival auf die Kniee und bat um seine Huld. Die Aufschrift war erschienen, er solle des Grales Herr sein. Sie geleitete ihn und seinen Bruder nach Munsalväsche. Parzival fragte den kranken König: Oheim, was fehlt Dir? — Von diesen Worten ward Anfortas geheilt und trat das Gralkönigthum an Parzival ab. Nun sandte man Botschaft an Condwiramur, die nach ihres Gatten Scheiden ein Zwillingspaar geboren hatte. Parzival zog ihr entgegen und fand ihre Zelte auf jener Stätte im Walde, wo ihn einst die Blutstropfen im Schnee an die Farben ihrer Wangen gemahnt hatten. Sie schlief noch, und bei ihr auf dem Bette lagen ihre Söhnlein Loherangrin und Kardeiz. Jubelnd sprang sie auf in seine Arme; sie sollte zürnen, doch sie konnte nicht. Dann verlieh Parzival seinem einen Sohne Kardeiz die drei Königreiche Waleis, Norgals und Anjou; den andern, Loherangrin, nahm er mit nach Munsalväsche. Dort ließ sich Feirefiz taufen, um die schöne Gralträgerin Repanse-de-schoye zu erwerben, und zog mit ihr heim in sein Land; von ihnen Beiden stammte der Priester Johannes. Als Anhang läßt Wolfram noch eine kurze Erzählung vom Schwanritter Loherangrin und der Fürstin von Brabant folgen. — Das ist in den Hauptzügen der Inhalt des deutschen Parzival.

Der epische Dichter nahm im Mittelalter seinem Stoffe gegenüber eine ganz

andere Stellung ein als in neuerer Zeit. Kein schönes Spiel der Phantasie, sondern Wahrheit forderte man von ihm. Noch wußte man nicht Geschichte und Sage zu unterscheiden. Waren doch von Alters her für den größten Theil des Volkes epische Gesänge die einzigen Träger geschichtlicher Erinnerung gewesen. Wie die Kinder noch heute jeder Erzählung unbefangenen Glauben entgegenbringen, so setzte das naive Publikum als selbstverständlich voraus, daß sich die Thatsachen, welche der Dichter vortrug, auch wirklich ereignet hätten, und wie unsere Kinder für das schönste Märchen sich nur so lange interessiren, als sie es für wahr halten, so konnte man gegen einen mittelalterlichen Dichter keinen in den Augen seines Publikums schlimmeren Vorwurf erheben als den, daß er Lügen berichte. Dieser Vorwurf mußte die auf profanem wie auf heiligem Gebiete an das zuversichtliche Glauben gewöhnten Seelen um so mehr beunruhigen, als die Fähigkeit, das Unmögliche oder Unwahrscheinliche einer Behauptung aus inneren Gründen zu beurtheilen, kaum erst zu keimen begann. Der gefährlichen Angriffswaffe wußten sich ganz besonders die Geistlichen gegen die höfischen Epiker wie gegen die Spielleute zu bedienen. Daher suchten die Dichter, was den Stoff betraf, selbst den Schein der Originalität sorglich zu vermeiden; alle, Volkssänger sowohl als Kunstdichter, beriefen sich für das autoritätsbedürftige Publikum wie Historiker auf eine Quelle: auf die Märe, auf die Aventiure, auf das Buch. Wer ein episches Werk unternahm, der hatte vor Allem die Pflicht, sich der echten Ueberlieferung zu versichern. Lag ihm sein Gegenstand in verschiedenen Fassungen vor, so wählte er diejenige, welche nach seinem Ermessen die Merkmale höherer Wahrscheinlichkeit an sich trug. Das waren, nebenbei gesagt, die ersten Anfänge der historischen Kritik. Wo er sich aber nicht enthalten konnte, neue Begebenheiten zu ersinnen, da ersann er sich auch gleich einen Gewährsmann dazu.

Wie Gottfried von Straßburg hatte auch Wolfram zwischen zwei französischen Vorgängern zu wählen. Er führt sie mit Namen an, Crestien von Troyes und Kiot (Guiot), und giebt dem Letzteren den Vorzug. Crestien v. Troyes ist der berühmteste Vertreter der ritterlichen Epik in Frankreich und hat als solcher einen Einfluß auf die deutsche Literatur ausgeübt, wie wenige andere französische Dichter. Das letzte seiner zahlreichen Werke war li Contes del graal. Dem lag ein Buch zu Grunde, das er vom Grafen von Flandern, Philipp von Elsaß, spätestens im Jahre 1189 erhalten hatte. Crestien starb, nachdem er 10600 Verse an dem Gedichte geschrieben hatte. In die Lücke traten drei Fortsetzer, durch deren Zuthaten das Gedicht auf 50000 Verse anschwoll. Dieses Werk Crestiens ist uns in vielen Handschriften erhalten.[5] Von dem Werke Guiots fand sich bis heute keine Spur. Auffallender Weise folgt Wolfram von der Jugendgeschichte Parzivals an dem Gedichte Crestiens im Gange der Erzählung Schritt für Schritt, daher mehrere Forscher der Meinung sind, Wolfram habe nur Crestiens Werk gekannt, die Vorgeschichte, die Abweichungen im Detail und den Schluß selbständig hinzu erfunden und diese Erfindungen durch einen gleichfalls erfundenen Gewährsmann Kiot gedeckt. Auf das Für und Wider einzugehen, ist hier nicht der Ort. In beiden Fällen, ob wir die Existenz Guiots behaupten oder leugnen, bleibt ein Rest ungelöster Fragen zurück; aber die Schwierigkeiten scheinen mir doch bei der Leugnung Guiots zu überwiegen. Wahrscheinlich galt Wolframs Polemik gegen Crestien nicht diesem selbst, sondern einer jener Fortsetzungen, welche für Crestiens

Werk gehalten wurden. Ihr gegenüber bevorzugte Wolfram eine den Namen Guiots tragende ergänzende Bearbeitung des Crestien'schen Gedichtes, welcher er besonders die Vorgeschichte und den Schluß, das fabelhafte Königshaus von Anjou und den Feirefiz, entlehnte.

Ueberblicken wir den gewaltigen Stoff des beinahe 25000 Verse zählenden deutschen Gedichtes, so zerfällt er, von der Vorgeschichte und der Gawanepisode abgesehen, in zwei ungleiche Hälften. Der erste Theil handelt von den Jugendabenteuern Parzivals, der zweite von den Abenteuern des Grals. Wir wollen den letzteren als den gewichtigeren voranstellen.

Gral, — was heißt Gral? Hierüber weiß uns Wolfram nichts zu sagen. Um so reicheren Aufschluß gewähren die französischen Quellen. Da erscheint das Wort nicht als Eigenname, sondern als ein ganz gewöhnliches Appellativum: altfranzösisch graal, greal, provenzalisch grazal hieß eine besondere Art großer Schüsseln. Nach den französisch geschriebenen Satzungen des Königreichs Jerusalem gehörten dem Seneschal an festlichen Tagen „alle Schüsseln und Grale", worin er dem König das erste Gericht hatte auftragen lassen.[6] Das Wort lebt noch heute als Bezeichnung verschiedenartiger Gefäße, besonders in südfranzösischen Dialekten. Seine Herkunft ist trotz aller Deutungsversuche noch nicht ganz aufgehellt. Die romanischen Formen stimmen am besten zum lateinischen gradalis. So hießen nach dem Zeugniß des Mönches Helinand aus dem Anfang des dreizehnten Jahrhunderts weite Prunkschüsseln, worin an reichen Tafeln verschiedene Delicatessen stufenweise, gradatim, abgetheilt lagen.[7] Mit dieser Erklärung könnte man sich vollständig beruhigen, wenn gradalis, erst seit dem elften Jahrhundert belegt, nicht als die Umdeutung eines älteren Wortes erschiene, das garalis lautete. Der Großvater König Heinrichs des Finklers, Graf Eberhart von Treviso, zählt in seinem Testament v. J. 873 mehrere Garale auf, unter Anderem zwei silberne mit je zwei Löffeln (garales argenteos cum binis cochleariis duos).[8] Hier sind offenbar Schüsseln gemeint aus denen je zwei Tischgenossen nach mittelalterlichem Brauche gemeinsam aßen.

Wie dem auch sei, Gral heißt Schüssel. Aber, fragen wir weiter, welche Bewandtniß hat es mit dieser Schüssel? Wie wurde sie zum Mittelpunkt einer wundersamen Sage? Die Antwort finden wir wiederum nicht bei Wolfram, sondern nur in französischen Graldichtungen. Da zeigt sich uns der Gral auf's Engste verbunden mit der Legende von Joseph von Arimathia. Diese Legende erzählte ein französisches Gedicht Roberts von Boron in der zweiten Hälfte des zwölften Jahrhunderts, das uns in einer jüngeren poetischen und zahlreichen prosaischen Bearbeitungen aus dem dreizehnten Jahrhundert vorliegt.[9]

Christus saß im Hause Simons mit seinen Jüngern beisammen, als die Feinde unter Anführung des Judas hereinbrachen und ihn gefangen fortschleppten. Ein Jude nahm die Schüssel mit, welche dem Herrn beim Abendmahl gedient hatte, und brachte sie dem Pilatus. Joseph von Arimathia, der mit fünf ritterlichen Mannen dem Pilatus lange Jahre gedient hatte, erbat sich hiefür als einzigen Lohn den Leichnam Christi. Pilatus schenkte ihm noch die Schüssel dazu. Als Joseph mit Nicodemus die Wunden des Gekreuzigten wusch, floß Blut

daraus. Das sammelte er in diesem Gefäße und bewahrte es in seinem Hause. Nach Christi Auferstehung beschuldigten die Juden den Joseph, er habe den Leichnam bei Seite geschafft, rissen ihn Nachts aus dem Bette und warfen ihn in einen unterirdischen Kerker. Aber Christus erschien ihm in blendender Klarheit, brachte ihm das kostbare Gefäß und tröstete ihn durch dessen Anblick. Wisse, sprach er, daß kein Meßopfer geschehen wird, ohne daß man sich Deiner erinnert. Wie Du mich vom Kreuze nahmst und ins Grab legtest, so wird man mich auf den Altar legen. Das Tuch, in das Du mich gehüllt hast, wird Corporale heißen. Das Gefäß, das mein Blut aufnahm, wird Kelch genannt werden, und die Patene, die man darüber deckt, wird den Stein bedeuten, womit Du das Grab verschlossen hast. Alle, die künftig dieses Gefäß schauen werden, werden davon Erfüllung des Herzens und dauernde Freude haben. Wer diese Worte lernen wird, — so läßt der Dichter zur Empfehlung seines Buches den Heiland hinzufügen — der wird Gnade finden vor Gott und Welt; vor Gericht wird ihm kein Unrecht widerfahren, und im Gottesurtheil wird er nicht unterliegen. — Darauf schied der Herr unter tröstlichen Verheißungen, und Joseph blieb in seinem Kerker lebendig begraben.

Nach langen Jahren wurde Vespasian, der Sohn des römischen Kaisers, von einem so schlimmen Aussatz befallen, daß Niemand seine Nähe ertragen konnte. Man verschloß ihn in einen Thurm, der nur ein einziges Fensterchen hatte, durch das man ihm seine Speise reichte. Da kam ein Pilger aus Judäa nach Rom und erzählte von den Wunderthaten des großen Propheten Jesus von Nazareth, den die Juden ans Kreuz gebracht hätten: er würde sicher, wenn er noch lebte, den Kaisersohn geheilt haben. Sogleich schickte der Kaiser Gesandte an Pilatus und ließ nachforschen, ob sich nicht ein Gegenstand fände, der im Besitze des Propheten gewesen sei. Wirklich bewahrte eine Frau Verrine (Veronica) ein Schweißtuch, worauf sich das Antlitz Jesu abgedrückt hatte. Das zeigte man dem eingeschlossenen Kaisersohn durch das Fensterlein, und sofort war er gesund. Zum Danke dafür machte er sich mit einem Heere gen Jerusalem auf, um Christi Tod an den Juden zu rächen. Er bestrafte die Hauptschuldigen mit dem Tode und verkaufte die übrigen, je dreißig um einen Silberling. Bei dieser Gelegenheit wurde auch die Gewaltthat offenbar, welche die Juden an Joseph von Arimathia begangen hatten. Vespasian ließ sich selbst an einem Seile in den Kerker hinab und fand den verschollenen heiligen Mann lebend, ohne Speise und Trank, in himmlischer Klarheit.

Darauf sammelte der Befreite eine Christengemeinde um sich und zog mit ihr in ein fernes Land. Sie bebauten das Feld und lebten lange Zeit in Wohlstand, bis die Sünde der Fleischeslust bei ihnen einzureißen begann. Von da an mißglückten alle ihre Anstrengungen, und Hungersnoth bedrängte sie. Joseph warf sich vor dem heiligen Gefäße auf die Kniee und bat den Herrn um Hilfe. Da befahl ihm eine himmlische Stimme, die Unreinen von den Reinen auszuscheiden. Nach göttlicher Weisung bereitete er eine Tafel, welche der Abendmahlstafel nachgeahmt war. In die Mitte stellte er die heilige Schüssel, den heiligen Gral. Sein Schwager Bron ging zu einem Wasser und fing einen Fisch; der wurde dem Gral

gegenüber gestellt. Dann setzte sich das Volk um die Tafel. Zwischen Joseph und seinem Schwager wurde ein Platz leer gelassen; der bezeichnete den Sitz des Judas am Tische des Herrn. Alsbald empfanden die Reinen beim Anblick des Grals eine Süßigkeit und Erfüllung des Herzens; die Unreinen aber empfanden nichts und gingen beschämt hinweg. Von da an versammelte sich die Gemeinde täglich um die dritte Stunde zum Dienste des Grals. Ein falscher Jünger aber, Namens Moses, drängte sich in ihre Reihe und setzte sich auf den leeren Platz des Judas. Sofort verschlang ihn die Erde, und eine Stimme rief, dieser Platz solle leer bleiben, bis dem Sohne Brons ein Sohn geboren werde; dem sei der Platz bestimmt. Später vertheilten sich die Genossen und zogen in fremde Länder, um das Christenthum auszubreiten. Joseph übergab seinem Schwager den heiligen Gral und lehrte ihn dabei die geheimen Worte, welche Christus zu ihm im Kerker gesprochen hatte; nach ihm solle sein Enkel das Gefäß erhalten. Darauf zog Bron mit dem Gral von dannen.

Was in diesem Gedichte von der Einkerkerung Josephs, von der wunderbaren Heilung des römischen Kaisersohns, von der Bestrafung der Juden berichtet wird, das ist aus älteren Legenden (Gesta Pilati, Narratio Josephi, Vindicta Salvatoris) entnommen.[10] Neues bietet nur die Erzählung vom Gral und der Gralgemeinde. Obgleich diese hier zum ersten Mal auftretende Legende theils unvollständig, theils bereits durch verwirrende Zuthaten überladen ist, lassen sich doch die wichtigsten Züge in ihrer ursprünglichen Bedeutung erkennen. Wir athmen rein geistliche Luft. Das Ganze ist voll mystischer Beziehungen im Sinne der mittelalterlichen Symbolik. Der Gral ist die Abendmahlsschüssel, deren sich Jesus bediente, den Verräther Judas zu kennzeichnen. Als er den Ausspruch gethan hatte: „Einer von euch wird mich verrathen", sagte er nach dem Evangelium Johannis zu seinem Lieblingsjünger, der an seinem Busen lag: Der ist es, dem ich den Bissen eintauchen und geben werde. Und er tauchte den Bissen ein und gab ihn Judas, dem Sohne Simons, dem Ischarioten, und sprach zu ihm: Was Du thun willst, das thue bald! Judas aber, nachdem er den Bissen genommen hatte, stand auf und ging hinaus in die Nacht. — Von da an haftet nach unserer Dichtung an der Schüssel die Macht, die Bösen von den Guten auszuscheiden.

Aber mit dieser einen Function der Schüssel hat sich der Tiefsinn der Legende nicht begnügt. Ihre höchste Heiligkeit empfing sie erst durch die Aufnahme des Blutes, das für die Sünden der Welt auf Golgatha vergossen wurde. Die Mehrzahl der altfranzösischen Quellen hebt nur diese Verwendung der Schüssel hervor, ohne des Abendmahls zu erwähnen. Daran als an das wichtigste Merkmal knüpfte sich auch die im späteren Mittelalter übliche falsche Deutung der Worte San-greal, heilige Schüssel, als Sang-real, königliches Blut. Durch Bewahrung des allerheiligsten Blutes erhielt die Schüssel die gleiche mystische Bedeutung wie der Abendmahlskelch; ja sie wurde, wie schon Roberts Gedicht zeigt, gradezu damit verwechselt. In einem der französischen Prosaromane wird ausdrücklich gesagt: „der Gral, d. h. der Kelch".[11] Abbildungen alter Hand-

schriften zeigen den Gral in Kelchform.[12] Auf einem Miniaturbild des fünfzehnten Jahrhunderts ist einem unter dem Kreuze stehenden Kelch der Name graal beigeschrieben.[13]

Nun erklärte man in der Deutung der Meßgebräuche den Kelch als das Symbol des heiligen Grabes, die Patene — den flachen Teller, der darüber gedeckt wird — als Symbol des Steins, womit das Grab verschlossen wurde; das Corporale — das geweihte Linnen, das der Priester auf den Altar breitet, um den Kelch darauf zu stellen, — bezeichnete das Leichentuch, in das Christus gewickelt wurde. Der Meßpriester wiederholt, was Joseph von Arimathia an Christus gethan hat.[14] So umweben den Gral die heiligsten Mysterien der mittelalterlichen Kirche. Er ist in seiner tiefsten Bedeutung das Sinnbild des heiligen Grabes und kommt als solches mit Fug und Recht in die Obhut des sepultor domini, des getreuen Mannes, der in dem Grabe, das er für sich selbst bereitet hatte, den Heiland bestattete. Das sind die Geheimnisse des Grals, wovon in den französischen Romanen so viel die Rede ist und wovon einmal gesagt wird, daß nur ein geweihter Priester darüber sprechen könne.[15] Sie soll nach der ursprünglichen Absicht der Legende nur Der erfahren, der zur Bewahrung des heiligen Gefäßes von Gott erwählt ist. Selbst der Gemeinde, die täglich den Graldienst übt, bleiben sie verborgen.

Dieser Gralbewahrer sollen es nach unserem Gedicht mit ausdrücklichem Hinweis auf die Dreieinigkeit nur drei sein: Joseph von Arimathia, sein Schwager Bron und endlich Brons Enkel, dessen Name nicht genannt wird. Von Bron erzählt die Legende, daß er den Fisch gefangen hat, der beim ersten Graldienst auf die Tafel gestellt wird. Was dieser Fisch neben dem Gral bedeuten soll, wird mit keiner Silbe gesagt, und dennoch soll Bron von seinem Fang den Beinamen „der reiche Fischer" erhalten haben, der sich in den Gralromanen auf sämmtliche Bewahrer des Grals vererbt. Das wäre völlig unbegreiflich, wenn der Fisch in der Legende von Anfang an die scheinbar müßige Rolle gespielt hätte wie in Roberts Gedicht. Hier hat sich offenbar ein Theil der Ueberlieferung verdunkelt. Der Fisch ist ein uraltes Symbol Christi. Die Worte „Jesus, Messias, Gottes Sohn, Erlöser", welche das christliche Bekenntniß auf den kürzesten Ausdruck brachten, lauteten griechisch: Ἰησοῦς Χριστὸς Θεοῦ Υἱὸς Σωτήρ (Jêsûs Christos, Theû (h)Yios, Sôtêr). Die fünf bedeutungsvollen Worte wurden auf Inschriften in der Regel nur mit ihren Anfangsbuchstaben bezeichnet; diese, „I ch th y s", geben das griechische Wort ἰχθύς, d. h. Fisch. So wurde der Fisch zum geheimen Abzeichen der Christen in den ersten Jahrhunderten. Wo in den ältesten christlichen Bildwerken eine Mahlzeit vorkommt, da steht der Fisch auf dem Tische, zugleich erinnernd an das Speisewunder Christi und an das Frühmahl des Auferstandenen mit den sieben Jüngern am See Tiberias.[16] Nach einer arabischen Legende ließ Jesus auf den Wunsch seiner Jünger einen goldenen Tisch vom Himmel niederschweben, worauf in silberner Platte ein großer gebackener Fisch lag.[17] Selbst auf alten Darstellungen des Abendmahls liegt statt des Passahlamms ein Fisch in der Schüssel. Auch bei den Freudengelagen der Seligen im

Himmel ist die Hauptspeise der Fisch. Es ist also kein Spiel des Zufalls, daß wir ihn auf der Tafel des Grals wiederfinden. Wie hier der Gral den Kelch, so vertritt der Fisch das Brot. Bezeichnet der Gral das Blut, so bezeichnet der Fisch den Leib des Herrn.

Auch für den Beinamen „der reiche Fischer" dürfen wir in unserer Legende, wo Alles symbolisch gedacht ist, noch einen besonderen symbolischen Ursprung vermuthen. Anknüpfend an den Ausspruch Christi: „Ich will euch zu Menschenfischern machen" [18] bezeichnet schon in den Bildwerken der Katakomben der Fischfang die Ausbreitung des Evangeliums. Das Fischernetz bedeutet die Predigt. [19] Ein reicher Fischer heißt, wer Viele bekehrt. Diese Beziehung auf die Missionsthätigkeit der Gralgemeinde hat aber der französische Bearbeiter der Legende nicht mehr verstanden, und so suchte er sich wie alle übrigen Graldichtungen den räthselhaften Beinamen aus eigener Erfindung zu deuten.

Wann und wo diese Legende entstanden ist, wissen wir nicht. Der Leib Josephs von Arimathia kam zu Karls des Großen Zeit in das Kloster Moyenmoutier in französisch Lothringen. Von dort entführten ihn fremde Mönche noch vor Ausgang des zehnten Jahrhunderts; der Chronist sagt nicht wohin. [20] Vielleicht ist Lothringen, wo Joseph von Arimathia sehr populär war, die älteste Heimath der Legende. Alle Bearbeitungen aber, welche uns vorliegen, bringen sie in Verbindung mit der keltischen Vorzeit und der Bekehrung Britanniens. Die uns überlieferte Gestalt kann die Legende also nur auf britischem Boden erhalten haben. Dort sollte sie dem kirchlichen Nationalbewußtsein zur Stütze dienen. Es machte sich nämlich seit den Tagen der heiligen Bekehrer Kolumba und Kolumban unter den keltischen Christen Irlands und Britanniens ein schismatischer Zug bemerkbar, eine Hinneigung zu Bräuchen der orientalischen Kirche, welche als die Mutter der britischen galt. Jahrhunderte vor der Landung der römischen Sendboten hatten ja christliche Gemeinden auf den Inseln bestanden, und man kann noch heute in England die Behauptung hören, daß kein Geringerer als der Apostel Paulus in Cornwal, Wales und Irland das Christenthum gepredigt habe. [21] Dieser Adelstolz der keltischen Kirche fand seinen sprechendsten Ausdruck in den Priestercollegien der Culdeer, welche den Ansprüchen Roms gegenüber an den Freiheiten der Urkirche festhielten, bis auch sie die hierarchische Hochfluth des dreizehnten Jahrhunderts hinwegfegte. Durch die englische Legendendichtung geht ein Hauch dieses selbständigen Geistes, der in den Kirchenzwisten der normannischen Könige, besonders in den Becket'schen Händeln, praktische politische Bedeutung gewann. Wie man in Rom im fünften Jahrhundert die Fabel erfunden hatte, daß der Kaiser Constantin vom römischen Papst Silvester bekehrt und getauft worden sei, wodurch die Oberhoheit der römischen Kirche erwiesen werden sollte, [22] so erfand man im zwölften Jahrhundert in England nicht minder erbauliche Fabeln, welche ohne directe Polemik die Tradition bekräftigen sollten, daß die englische Kirche ganz unabhängig von Rom unmittelbar durch die Apostel und Zeitgenossen Christi gegründet worden sei. In der ersten Hälfte des zwölften Jahrhunderts war es der Apostel Philippus, auf den man die Bekehrung Britanniens zurückführte, [32]

und in der zweiten Hälfte gesellte sich ihm Joseph von Arimathia mit der Schaar des Grals. In dem großen französischen Prosaroman aus den ersten Jahrzehnten des dreizehnten Jahrhunderts, der die Schicksale Josephs und seiner Anhänger behandelt, ist England das Land der Verheißung, wo die Gralgenossenschaft das Evangelium predigen soll. Der Sohn Josephs breitet an der syrischen Küste sein Hemde auf das Wasser; alle Reinen finden Platz darauf und fahren so in einer Nacht gen Großbritannien. Dort wird der Sohn Josephs von Christus selbst zum ersten Bischof geweiht und mit der Gründung einer eigenen Hierarchie betraut.[24]

Von dieser ganzen Vorgeschichte des Grals, von Joseph von Arimathia, seinem Schwager und seinen Tafelgenossen findet sich bei Crestien und Wolfram keine Spur. Crestien sagt von der Vorgeschichte gar nichts. Bei Wolfram haben wir als Gralhüter statt der Vorsteher einer Gemeinde von Judenchristen ein Geschlecht ritterlicher Könige romanischen Stammes, welche ebenso wenig wie der Gralfinder mit den biblischen Gestalten der Legende in genealogischem Zusammenhang stehen. Bei Crestien und in anderen französischen Quellen wird mit dem Gral ein silberner Teller in den Saal getragen. Das ist unverkennbar die Patene der Legende, der Deckel zu dem als Kelch gedachten Gral.[25] Wolfram, der sich selbst gelegentlich über sein mangelhaftes Französisch lustig macht, hat das Wort talleor (Teller) mißverstanden, und so sind bei ihm aus dem Teller zwei silberne Messer geworden, für die er sich im Geiste mittelalterlicher Medicin eine abenteuerliche Verwendung erdachte. Crestien erklärt nirgends, was der Gral sei. Offenbar wollte er sich das für den Moment aufsparen, wo Parzival die Frage stellt; bis zu diesem Moment ist er aber in seiner Dichtung nicht gekommen. Er schildert den Gral als ein Gefäß von feinstem Gold, mit den kostbarsten Edelsteinen besetzt, das durch seinen Glanz die Kerzen überstrahlt wie die Sonne die Sterne.[26] Wolfram hat in seinen Quellen nur den Ausdruck graal gefunden, den er für einen Eigennamen hielt und daher unübersetzt bei uns einführte. Daß Gral Schüssel heißt und daß damit die Abendmahlsschüssel, die Christi Blut aufnahm, gemeint ist, wußte er nicht. Er spricht nie von der Form des Grals, sondern nur von der Materie; es ist ein Stein von edelster Art, ein Stein, der Alles gewährt, was man von ihm erbittet, der alle Fülle des Lebensgenusses und Unsterblichkeit verleiht.

Aehnliche sogenannte Wunschdinge kehren unzählige Mal in den Märchen der Völker wieder. Schon Herodot erwähnt den Sonnentisch der langlebenden Aethiopen, der sich nach dem Glauben des Volks jede Nacht mit Speisen bedeckte. Bekannt ist das Horn der Amaltheia, das Speise und Trank nach Wunsch gewährte. Das Manna der Wüste nahm nach der Versicherung der Rabbinen jeden Geschmack an, den man sich wünschte. Nach mohamedanischer Legende vererbte sich im Geschlecht der voradamitischen Salomone ein Becher, der Hoheit, Glanz und Segen verlieh und alle Geheimnisse der Welt erschloß. Er ging später an den persischen Sagenkönig Dschemschid, den indischen Jama, über. Die buddhistischen Sagen Indiens und Tibets wissen viel von einem Edelstein zu

erzählen, der Alles schafft, was man denkt, und nach welchem Buddha selbst eine Wunderfahrt unternahm; sein Name Tschintamani entspricht genau dem deutschen „Wünschelstein“. Solche Talismane leuchten besonders häufig in den orientalischen Märchen auf. In der indischen Märchensammlung von Somadeva erscheint eine Schale, die stets mit Speise und Trank gefüllt ist, im persisch-türkischen Papageienbuch ein Napf mit derselben Eigenschaft. Goldene Näpfe, goldene Schalen mit gleicher Zauberkraft kennen die Sagen südsibirischer Türken. Die Phantasie des Mongolen ergötzt sich an einem Märchenbecher, der stets mit Branntwein gefüllt ist und, wenn man ihn umdreht, Fleisch und Kuchen herausfallen läßt. Ein Körbchen, das Alles gewährt, bieten uns russische Volksmärchen, ein Kästchen ähnlicher Art die neapolitanischen Märchen des Basile.[27]

Unter den dreizehn britischen Wunderdingen, welche der Seher Merlin mit sich nahm, als er in seinem Glasschiffe vor den Sachsen übers Meer entfloh, waren der Korb des Gwyddno, in welchem Speise, die man hineinlegte, sich verhundertfachte, der Tisch und die Schüssel des Königs Rhydderch, worauf jedes gewünschte Essen erschien. Der kymrische Held Bran der Gesegnete empfing von dämonischen Gästen einen Kessel, der die Kraft hatte, Todeswunden zu heilen und selbst Todte ins Leben zurückzurufen, der aber zersprang, wenn ihm etwas Böses nahe kam. In dem neubretonischen Märchen vom Teufel als Pfarrer schenkt dieser zwei alten ausgehungerten Eheleuten am Charfreitag auf vierundzwanzig Stunden eine Holzschüssel, in welcher Speise und Trank nach Wunsch erscheint, und die Armen essen sich am heiligsten Fasttag zu Tode.[28] Besonders reich an Wunschdingen verschiedenster Gestalt sind unsere deutschen Sagen und Märchen. Wodan verleiht sie seinen Lieblingen, der Spender alles Segens, der im Norden den Beinamen Wunsch führt. Auch die unterirdischen Schatzkammern der Elben und Zwerge sind voll davon; wer eines ihrer Trinkgeschirre besitzt, dem ist es ein Füllhorn des Glücks, bis es zerbricht, gleich dem Glück von Edenhall. Das bekannteste unter den deutschen Wunschdingen, an das der Gral erinnert, ist das Tischleindeckdich.[29]

Ein solches märchenhaftes Wunschkleinod sah Wolfram offenbar auch im Gral, freilich ein Wunschkleinod mit ausgesprochen christlichem Charakter. Allein die christliche Heiligung des Wundersteins geschieht bei ihm doch nur äußerlich durch die vom Himmel gebrachte Hostie, und so feierlich er auch sonst dafür gestimmt scheint — da, wo er erzählt, daß der Gral selber seine Genossenschaft bewirthet habe, kann er sich nicht enthalten, in seiner schalkhaften Art beizufügen: „Ich sage das auf euer aller Eid (er schiebt die Verantwortung für das, was er sagt, auf die Zuhörer); sollt' ich hier Jemand trügen, so müßt ihr mit mir lügen (lüge ich, so müßt ihr die Schuld mittragen)“.[30] So spricht doch nur, wer ein Märchen erzählt, das er selbst nicht glaubt.

Die ursprüngliche Legende wußte von keiner anderen Wunderkraft des Grals als der, die Reinen mit seliger Erfüllung des Herzens zu begnaden. Bei Wolfram — und bei ihm allein — hat sich diese Gemeinde der Reinen in eine ritterliche Brüderschaft verwandelt, die zu Keuschheit und Demuth verpflichtet ist. Der Name Templer (Templeisen, templenses), den er den Gralhütern beilegt, bezeichnet eben im Allgemeinen Vertreter geistlicher Ritterschaft. Statt der

himmlischen Stimmen der Legende geben bei Wolfram schweigsame Inschriften ihr wunderbares Orakel. Nur für Getaufte ist der Gral sichtbar; nur Berufene dürfen ihm nahen; nur jungfräuliche Hände vermögen ihn zu heben: alle diese Züge erscheinen noch dem Geiste der Legende gemäß. Dagegen ist das über die Genossenschaft hinausgehende politische Regiment des Grals nur erfunden, um die Anknüpfung der Schwanrittersage vorzubereiten, welche sich auch bei Gerbert, einem Fortsetzer des Crestien, findet.[31]

Die blutende Lanze, welche in der Legende fehlt und welche Wolfram für die vergiftete Waffe hält, womit Anfortas verwundet wurde, hat bei Crestien noch höhere Bedeutung als der Gral. Erklärt hat er sie jedoch ebenso wenig wie diesen. Dafür belehren uns die übrigen französischen Quellen, daß es die Lanze des Longinus ist, womit Christus am Kreuz in die Seite gestochen wurde. In den Romanen wird die Gralburg zu einer wahren Reliquienkammer, und so kann es uns nicht wundern, daß auch die vom ersten Kreuzzug her so berühmte Lanze dort Aufnahme fand, daß sich der Schüssel, welche das Blut des Erlösers empfing, die Waffe zugesellte, welche dieses Blut vergossen. Zugleich spielte aber hier eine Vorstellung der kymrischen Nationalsage herein. Eine blutige Lanze war für die zurückgedrängten Kelten das Symbol des Rachekriegs gegen die germanischen Sieger. Durch die blutige Lanze werden die Reiche der Sachsen vernichtet werden, so lautete eine alte Weissagung der Barden von Wales. Von dieser Weissagung wußte auch Crestien und bezog sie mit ausdrücklichen Worten auf die blutweinende Lanze der Gralburg.[32]

Nach alledem hat die Gralsage bei Wolfram den Boden der Legende mit dem der ritterlichen Welt des zwölften Jahrhunderts vertauscht, und alle jene tiefsinnigen mystisch=symbolischen Beziehungen der religiösen Dichtung sind verschwunden. Aus der das Evangelium verkündenden Gralgemeinde ist eine den geistlichen Ritterorden verwandte Brüderschaft geworden, welche in wilder Waldeinsamkeit ein christliches Wunschkleinod bewacht. Der König dieser Schaar führt noch den unverstandenen und umgedeuteten Beinamen „der Fischer". Wie die englische Legende ignorirt auch der Gralmythus Wolframs die bestehende Organisation der Kirche. Papst und Hierarchie sind in der That für diesen Ritterstaat entbehrlich, der durch die Offenbarungen des Grals mit der Gottheit in unmittelbarem Verkehr steht.

Die Legende wies, wie erwähnt, auf einen künftigen Gralbewahrer hin, dessen Name nicht genannt wurde. In allen überlieferten Graldichtungen ist dies ein Held des Artursagenkreises. So weit wir zurückblicken können, ist also die Verbindung der Legende mit der kymrisch=bretonischen Sage schon vollzogen. Die des Abschlusses entbehrende Legende wird durch einen Abenteuerroman ergänzt, den mit ihrem abgerissenen Gewebe nur wenige Fäden zusammenhalten. Der ritterliche Gralfinder ist bald Parzival, bald Galaad, der Sohn Lanzelots, bald Gawan. Die Priorität kommt Parzival zu. In den französischen Prosaromanen sucht er den Gral mit Absicht von Anfang an. Bei Crestien und Wolfram dagegen erfährt er vom Gral erst, nachdem er seinen Besitz aus jugendlicher Unbe=

hilflichkeit verscherzt hat. Die Sage vom jungen Parzival enthält der erste Theil unseres deutschen Gedichtes, wo erzählt wird, wie der in der Abgeschiedenheit aufgewachsene Heldensohn in die fremde glänzende Welt zieht, Thorenkleider am Leib, Kindeseinfalt im Herzen; wie er die tapfersten Ritter überwindet und die schönste junge Königin erwirbt. Es ist ein Dummlingsmärchen, das anmuthigste, das wir kennen. Ueber diesem Theile des Gedichts ruht ein Maienglanz reinster Poesie.

Nur eine einzige französische Graldichtung hat versucht, Parcival wirklich zum Enkel Brons zu machen.[33] Daß das Märchen von dem schönen Dummling (altfranz. nicelot) mit der Sage vom Gral ursprünglich gar nichts zu thun hatte und ihr nur äußerlich angefügt wurde, zeigt Wolframs Werk noch deutlich genug. Erwünschte Bestätigung bietet das Gedicht eines englischen Spielmanns aus dem vierzehnten Jahrhundert, das nach einer unbekannten französischen Quelle gerade nur dieses Märchen mit derbem Volkshumor behandelt.[34] Da ist es der rothe Ritter, der Percevals Vater getödtet hat. Der Junge reitet aus auf einer Stute, in Ziegenfelle gekleidet, mit dem unritterlichen Wurfspieß bewaffnet. Wo er für sich und seinen Gaul Speise findet, da nimmt er von Allem nur die Hälfte, weil seine Mutter ihm anbefohlen hat, bescheiden zu sein. Er reitet in die Königshalle hinein und so nahe auf Artur hin, daß die Stute mit ihrem Maul des Königs Stirn berührt, und da dieser ihn nicht gleich zum Ritter machen will, droht er ihm mit Prügeln. Artur aber erkennt mit Freude in dem wilden Jungen den Sohn seiner Schwester Acheflour. Da kommt der rothe Ritter herangesprengt, nimmt dem König seinen Becher, trinkt ihn aus und reitet damit von dannen. Der Knabe folgt ihm und schießt ihm seinen Wurfspeer durch den Kopf. So ist seines Vaters Tod gerächt. Weil ihn seine Mutter gelehrt hat, wenn er den abgebrochenen Speerschaft aus dem Eisen herausbringen wolle, so brauche er nur das Holz zu verbrennen, macht er ein Feuer an, um den todten Ritter, mit dem er sonst nichts anzufangen weiß, aus seiner Rüstung herauszubrennen. Gawain hilft ihm und legt ihm die erbeuteten Waffen an. So begegnet er zehn Männern; die halten ihn für den gefürchteten rothen Ritter und wenden sich zur Flucht. Er aber reitet hinter ihnen her, weil er sie nach der Lehre seiner Mutter grüßen will. Endlich befreit er Lufamour, die Königin des Mädchenlandes, von einem zudringlichen Sultan. König Artur, Gawain und andere Ritter kommen gleichfalls, ihr zu helfen, werden aber von Perceval angerannt. Gawain kämpft lange mit ihm, bis der Junge die Bemerkung macht, solch ein tapferer Sultan sei ihm noch nicht vorgekommen. Da erkennt ihn Gawain an seinen einfältigen Reden, und sie küssen sich als Freunde. Perceval erhält von Artur den Ritterschlag und wird König des Mädchenlandes. Fröhlich lebt er mit seinem schönen Weib das ganze Jahr, bis die Weihnachtszeit herannaht. Da bekommt er Heimweh nach seiner Mutter, reitet hin, findet sie noch lebend und führt sie in sein Königreich.

Hier ist uns der Kern des alten Volksmärchens erhalten. Alles ist im klarsten einfachsten Zusammenhang, das Ganze befriedigend in sich abgeschlossen. Vom Gral und von der versäumten Frage keine Spur. Es kann keinem Zweifel unterliegen,

daß wir die Heimath dieses Märchens in der Heimath Arturs und Tristans, in der kymrisch-bretonischen Sagenwelt zu suchen haben, welcher die höfischen Dichter der Franzosen im zwölften und dreizehnten Jahrhundert unter Vermittelung der fahrenden Spielleute so viele romantische Stoffe entlehnten.

Durch die Kunst und den Cultureinfluß Frankreichs bei allen Nachbarvölkern hochberühmt und viel verbreitet, kehrten später die keltischen Erzählungen im französischen Gewande zu ihren eigenen Landsleuten zurück. Was wir über Parzival und den Gral in kymrischer Sprache besitzen, das ist entweder freie Umarbeitung [35] oder unmittelbare Uebersetzung einer französischen Dichtung.[36] Auch das bretonische Volkslied von dem jungen Helden Morvan, der ganz wie Parzival vor dem ersten Ritter, den er sieht, auf die Kniee fällt, weil er ihn für den Erzengel Michael hält, dann aus dem Mutterhause davonstürmt, um selber Ritter zu werden, und, wie er nach zehn Jahren zurückkehrt, von der trauernden Schwester hört, daß sein Scheiden der Mutter das Herz gebrochen habe — auch dieses vielgenannte Lied ist augenscheinlich unter der Einwirkung Crestiens und seines Fortsetzers Gautier von Doulens entstanden.[37]

Der Name Perceval hat französischen Klang und ist ohne Zweifel durch Umdeutung aus einem keltischen Namen hervorgegangen. In dem kymrischen Volksbuch, dem Crestiens Gedicht zu Grunde liegt, heißt der Held Peredur. Ein neubretonisches Märchen aus der Gegend von Vannes, das offenbar aus alten Percevaldichtungen hervorgegangen ist, erzählt von einem Dummling, einem verlumpten Kuhhirten, der alle auf sein sicheres Verderben angelegten Abenteuer des Schlosses Kerglas überwindet und das goldene Becken nebst der diamantenen Lanze erwirbt, wornach vor ihm zahllose Ritter ausgezogen sind, deren Gerippe auf einer dürren Heide beisammen liegen. Das goldene Becken schafft alle Speisen und Kostbarkeiten, die man wünscht; wer daraus trinkt, wird von allen Leiden geheilt, und selbst die Todten erweckt es, wenn man damit ihre Lippen berührt. Die diamantene Lanze tödtet und zerbricht Alles, was ihr entgegen tritt.[38] Der glückliche Dummling heißt Peronnik. Das ist die deminutive Koseform eines mit per zusammengesetzten Vollnamens. Durch diese drei Formen Perceval, Peredur, Peronnik ist per als der erste Theil des ursprünglichen Namens gesichert; der zweite bleibt zweifelhaft. Es giebt im Kymrischen ein Substantiv per, das „Lanze, Spieß" und ein Adjectiv per, das „wonnig, süß" bedeutet. Das französisch gestaltete Perce-val ist ein Imperativname wie das deutsche Springinsfeld und bedeutet „Dring durchs Thal". Aehnlich heißt ein Söhnlein des Fuchses Reinhart in der französischen Thierdichtung Percehaie, „Durchdring die Hecke", Heckenschlüpfer; ferner der Held eines großen Romans aus dem vierzehnten Jahrhundert Perceforest, „Durchdring den Wald." Die Erklärung „Mittendurch", welche Wolfram giebt,[39] findet sich nicht bei Crestien. Sie stimmt auch ebenso wenig zu Crestiens „Perceval" als zu Wolframs „Parzivâl", sondern geht auf eine besonders in Südfrankreich übliche Nebenform Persaval zurück: aval zu Thal, also „Dring durch von oben nach unten", d. h. „Hau mittendurch". So erinnert der Name an jene Krafthiebe, welche Uhland in seiner Schwäbischen Kunde Schwabenstreiche nennt und welche in den altfranzösischen

Heldenliedern ganz besonders beliebt sind. Sigune denkt dabei an Parzivals Mutter, deren Herz der Jammer treuer Liebe mittendurch geschnitten habe. Schon diese Deutung „Mittendurch“, die nur für die südfranzösische Namensform paßt, weist darauf hin, daß Wolfram neben Crestien noch andere Quellen vor sich hatte.[40]

Die entstellte Form Parzivâl hat Wolfram bei uns eingebürgert. Daß man diese deutsche Entstellung eines französischen Namens aus dem Arabischen und Persischen hat erklären wollen, mag nur der Curiosität halber erwähnt werden.[41]

Als Kelten kennzeichnet Parzival sein ständiger Beiname „li Galois“, der Kymre aus Wales (altfranz. Gales). Die lächerlich unritterliche Tracht, in welcher er ausreitet, ist keine Narrenkleidung, wie Wolfram sie auffaßt, sondern die Volkstracht der kymrischen Bauern.[42]

Bei Wolfram wie bei Crestien leitet von dieser Jugendgeschichte Parzivals zu den Gralabenteuern die Vorschrift hinüber, die Gurnemanz dem kindlichen Helden ertheilt: nicht viel zu fragen. Dadurch, daß Parzival in seiner Unschuld diese Vorschrift wie die früheren Lehren seiner Mutter allzu wörtlich befolgt, trifft ihn auf der Höhe seines Glückes und seiner Ehren Leid und Schmach. Die arglose Heiterkeit seines Lebens wandelt sich plötzlich in tragischen Ernst. Wie erklärt sich nun die verhängnißvolle Frage, welche den Angelpunkt der ganzen Erzählung bildet, so daß man glauben könnte, das Gedicht habe keinen andern Zweck als die Widerlegung des Epiktetischen Satzes: „Es hat Niemanden gereut, geschwiegen zu haben, gesprochen zu haben, aber oft“? Hier macht sich die mangelhafte Ueberlieferung der Gralllegende und ihre lockere Verbindung mit der Parzivalsage am empfindlichsten geltend. Gehört die Frage ursprünglich der Sage, oder gehört sie der Legende an?

Berührungen mit volksthümlichen Sagenelementen sind nicht zu leugnen, besonders in der eigenthümlichen Version, welche Heinrich von dem Türlin (um 1220) in seinem „Die Krone“ betitelten Gedichte aus unbekannter Quelle überliefert hat. Da stellt Gawan die von Parzival versäumte Frage: Ritter und Frauen springen jubelnd von den Tischen; der alte Burgherr giebt sich und die Seinen als längst Verstorbene zu erkennen, die nun durch die Frage erlöst seien, und verschwindet sammt dem Gral und seinem Gesinde.[43] Hier klingen Volkssagen von Gespenstern an, die durch ein bestimmtes Wort Erlösung finden. An das Märchen erinnert auch der den französischen Dichtungen eigenthümliche Zug, daß mit der ausgesprochenen Frage alle Verzauberungen in Britannien schwinden[44] und das bisher öde und verwüstete Land mit einem Male bevölkert und wohlbebaut erscheint, Wälder und Wiesen auf's Neue grünen und die versiegten Brunnen wieder strömen.[45] Aber andererseits bietet sich uns doch ein Anhaltspunkt, um die wunderwirkende Frage als ein unverstandenes Erbstück der Legende zu erkennen. Wo immer in den französischen Romanen von der Frage die Rede ist, auch bei Crestien, zielt sie nicht auf die Leiden des Fischerkönigs, sondern auf die Wunder des Grals. Sie lautet: „Wem dient man mit dem Gral?“[46] fordert also Einweihung in die geheimnißvolle Bedeutung des Graldienstes. In der französischen Erzählung, die sich der Legende am nächsten anschließt, lehrt darauf der Fischerkönig den Fragenden die Worte des Mysteriums, welche Christus zu Joseph im

Kerker gesprochen, und von allen Schmerzen seines Siechthums genesen, stirbt er am dritten Tage.[47] Die Frage steht also im engsten Zusammenhang mit den mystischen Grundideen der Legende. Wie sie jedoch in den Plan der Erzählung eingefügt war, warum sie von dem Gralsucher gefordert wurde, darüber lassen uns alle Quellen im Stich und bleiben uns nur Vermuthungen. Bron, der zweite Gralhüter, wird alt und krank, kann aber nicht sterben, bis er die Obhut des heiligen Gefäßes seinem Enkel anvertraut hat. Mit der Uebergabe des Gefäßes ist die Mittheilung der Geheimnisse des Grals, seiner mystischen Deutung, verbunden. Diese Geheimnisse aber darf Bron seinem im Getriebe der Welt großgewordenen Enkel nur dann enthüllen, wenn er aus eigenem Herzensbedürfniß darnach verlangt. Eine derartige Bedeutung mag die räthselhafte Frage in der ursprünglichen Legende gehabt haben, die vielleicht schon ihr erster Erfinder unvollendet hinterlassen hat.

Bei Wolfram ist die Frage rein ethischer Natur als der Ausdruck menschlichen Mitgefühls. Daß daran die Heilung des Anfortas geknüpft war, das war für Wolfram eben ein Märchenmotiv wie so manches Andere, wie die Bewirthung durch den Gral, wie das Lachen der Cunneware, wie die Blutstropfen im Schnee. Kein religiöser Drang, kein Verlangen nach den Reichthümern und Ehren der Gralburg ist es, was Parzival zum Gralsucher macht: ihn quälen die Qualen des Anfortas, die er durch ein Wort hätte stillen können. Darum will er von keiner Freude wissen und sucht in schwermüthigem Trotz den Weg zum Gral, den Niemand findet, der ihn sucht. Er zählt nicht Tage und Jahre mehr und reitet ruhelos kämpfend in der Irre, obgleich ihn das rührende Bild seines verlassenen Weibes mit schmerzlicher Sehnsucht heimwärts zieht.

Vermählt ist Parzival zuerst bei Wolfram. Auf den von Geistlichen geschriebenen großen Gralromanen der Franzosen lastet eine düstere mönchische Weltanschauung. In dem einen wird Frauenliebe gar nicht genannt; in dem andern wird sie nur genannt, um den Gralsuchern verboten zu werden. Die Helden der Tafelrunde ziehen aus, den Gral zu suchen; aber nur dem jungfräulich Reinen ist er bestimmt. Darum müht sich der Teufel, wiewohl vergebens, die beiden reinen Jünglinge Parzival und Galaad durch allerlei verführerisches Blendwerk zu Falle zu bringen. Auch Wolframs Parzival, dessen Schönheit und Ritterlichkeit die Herzen der Frauen entzückt, läßt alle Lockungen der Sinne unbeachtet, denen sich sein Freund, der galante Gawan, voll Begierde hingiebt. Aber was Parzival davor bewahrt, ist keine naturfeindliche mönchische Dogmatik, sondern das menschlich unendlich schönere Motiv der Gattentreue.

So hat der deutsche Dichter, indem er sich am meisten von der Legende emancipirte, die Sage uns menschlich am nächsten gebracht. Aus dem Dummlingsmärchen hat sich ein ernstes tiefsinniges Lebensepos entfaltet. In seiner „tumpheit“, seiner jugendlichen Unerfahrenheit, häuft Parzival unwissend Schuld auf Schuld, im antiken und mittelalterlichen Sinne. Das erste Gefühl, das ihn bei der Entdeckung erfüllt, ist Verbitterung über sein ungerechtes Schicksal und Groll gegen Gott, von dem er sich lossagt, weil er ihm nicht geholfen. Allein dieser Knabentrotz ist eben der letzte Ueberrest seiner tumpheit. Mit getheiltem Herzen nach dem Unerreichbaren strebend, müht er sich Jahre lang in nutzlosen Kämpfen ab, bis ihn die Verzweiflung zu Gott zurückführt, bis er, über die Thorheit seines Trotzes belehrt, sich im Vollgefühle seiner Schuld demüthig der göttlichen Gnade anheimgiebt. So in harter Schule weise geworden,

erwirbt er als Siegespreis für seine äußeren und inneren Kämpfe durch einen Gnadenact Gottes das Gralkönigthum, den Inbegriff irdischer und himmlischer Glückseligkeit. Das ist nach Wolfram des Menschenlebens höchstes Ziel, daß man sich des Himmels Huld erwerbe, ohne den Freuden der Erde den Rücken zu kehren. Hoch über der mönchischen Gralritterschaft thront Parzival im Arme treuer Liebe.

Welch eine Fülle von Bildern ist in den Riesenteppich dieses Gedichtes eingewebt, glühend in buntester Farbenpracht! Auf der einen Seite die weltliche Ritterschaft des Königs Artus mit ihren Freudenfesten auf lichter Flur, mit Frauendienst und Abenteuerfahrt; auf der andern der geistliche Ritterorden des Grals mit seiner bei aller Herrlichkeit trauerdüstern Burg in einsamer Waldwildniß. Daneben Clinschors Wunderland mit dem Zauberapparat der Ritterromane, mit Wunderbett und Zauberspiegel und auf Erlösung harrenden gefangenen Königinnen. Hier die gastliche Burg des Gurnemanz, wo liebliche Mägdlein den kampfmüden Fremdling im rosenüberschütteten Bade mit linden Händen pflegen; dort Trevrizents stille Waldklause, wo es keine andere Bewirthung giebt als Wurzeln und Quellwasser und ernste heilige Gespräche. Hier die holde, unschuldige Condwiramur, die Nachts hilfeflehend an ihres Gastes Bette kniet, zwei Thränen auf den Wangen, die dritte am Kinn; dort die verbitterte, herrische Orgeluse, die eine grausame Freude daran findet, ihre Werber in's sichere Verderben zu jagen; die schuldlos leidende Jeschute auf strauchelnder Mähre, im zerrissenen und nur durch Knoten zusammenhängenden Kleid, durch das ihr schwanweißer Leib schimmert, die aber in all ihrem Elend nichts beweint als den stummen Gram ihres grollenden Gatten, und daneben die üppige Königstochter Antikonie, die sich von dem kecken Gawan im Sturm erobern läßt und den Störern ihrer Schäferstunde ihre schweren Schachfiguren an die Köpfe wirft; das reizende kleine Fräulein Obilot, das im Trotz gegen seine große Schwester den unbekannten Gawan zum Ritter wählt, aber um ein Abzeichen in Verlegenheit kommt, da sie nichts als Puppen hat, schließlich ihm ihren Aermel schickt, den der Sieger ganz zerhauen aus dem Kampfe zurückbringt, worauf sie ihn triumphirend wieder an den Arm streift, und die arme Sigune, die bei dem Geliebten Todtenwache hält, bis ihr selbst die Augen brechen, —und mitten in diesem wechselnden Gewühle die bezaubernde Gestalt des jungen Parzival mit der Feenschönheit seiner Ahnfrau, der freudigen Heldenkraft seines Vaters und dem treuen Herzen seiner Mutter, ohne alle Frage die liebenswürdigste Gestalt der ganzen Ritterdichtung. Er trägt wie kein anderer in der conventionellen höfischen Welt die unverkünstelten Züge reiner rührender Menschlichkeit, und seine Familienliebe hat nur im Volksepos, nirgends aber in der adeligen Kunstdichtung ihres Gleichen. Es ist ein Hauptvorzug der Composition, daß wir ihn auch in der großen Gawanepisode nie ganz aus den Augen verlieren, daß er immer wieder im Hintergrund der Handlung bedeutsam auftaucht, um uns mitten im Gewirre der zufälligen Abenteuer das feste Ziel der Dichtung ins Gedächtniß zu rufen.

Im Einzelnen allerdings zeigt die Composition kein so planmäßiges Gefüge, wie wir es heute von einem Epos verlangen würden. Nicht selten verweilt die Erzählung umständlich beim Unwesentlichen, während sie an der Hauptsache flüchtig vorüberstreicht. Wie lang ist nur die Vorgeschichte, welche doch keinen anderen Zweck hat, als zu

erklären, wie Parzival zu dem heidnischen Halbbruder kommt, und warum Herzeloide mit dem Neugeborenen in die Einsamkeit flieht. Dafür sind die mehr als 3300 Verse Wolframs bei all ihren Einzelschönheiten entschieden zu viel. Die Schwelle des Gedichtes versperrt ein Gewühl uninteressanter Nebenpersonen, durch welche man sich hindurchdrängen muß. Man liest sich müde, ehe der Held des Gedichtes geboren ist. So wird auch die innere Wandlung Parzivals in der Darstellung auffallend vernachlässigt und dafür die Gawanepisode über Gebühr ausgesponnen. Diese macht in ihrer breiten Redseligkeit zuweilen den Eindruck, als ob dem mannhaften Dichter die Zügel der Erzählung, die er sonst so stramm zu führen versteht, zu entgleiten drohen. Manches Gewichtige ruht auf zu morschen Stützen; manches Motiv, das für den Verlauf bedeutsam erscheint, fällt ungenützt zu Boden. Auch an störenden Inconsequenzen fehlt es nicht. So wollen zu der Absicht, welche die Mutter mit der lächerlichen Ausrüstung ihres Knaben verbindet, die Lehren, die sie ihm auf den Weg mitgiebt, durchaus nicht stimmen. Der schwächste Fleck des ganzen Plans ist aber der Wendepunkt des Gedichtes, wo nach dem Erscheinen der häßlichen Gralbotin an Artus' Fest der Stamm der Handlung sich in mehrere Aeste spaltet. Während der mit Gott hadernde Parzival nach dem Grale sucht, soll das Weltkind Gawan vorübergehend die Hauptrolle übernehmen. Aber wie wird das eingeleitet? Nur beiläufig läßt die Gralbotin die Bemerkung fallen, daß auf dem Wunderschlosse vier Königinnen und vierhundert Jungfrauen gefangen sitzen. Diese vier Königinnen sind aber, wie sich später herausstellt, Artus' Mutter und Artus Schwester, die Mutter Gawans, und ihre beiden Töchter, Gawans Schwestern. Mit keinem Wort hat der Dichter angedeutet, daß diese Damen am Hofe vermißt werden. Es muß auch lange her sein; denn weder wird ihr Befreier Gawan von ihnen, noch werden sie bei ihrer Rückkehr von Artus erkannt. Es ist in der That, als ob hier, wie diese Episode vom sagengeschichtlichen Standpunkt gedeutet wird,[48] blutlose Schemen der Unterwelt unter die Lebenden sich einschlichen. Aber die Befreiung der gefangenen Frauen war nicht einmal das Motiv für Gawans Ausfahrt. Nur zufällig besteht er die Abenteuer Clinschors. Während die anderen Ritter der Tafelrunde sich nach dem Wunderschlosse aufmachen, treibt ihn eine Mordklage von Artus' Hof. Was wird aber aus dieser wichtigen Sache? Die ganze, so feierlich vorgebrachte Beschuldigung beruht auf einem Irrthum, der auch sofort erkannt wird. Durch diesen gebrechlichen Haft hängt die große Gawanepisode mit dem Haupttheil der Dichtung zusammen.

Wenn man also von einem meisterhaften Aufbau des Parzivalgedichtes spricht, so kann das nur für den phantastischen Stil seiner Zeit, nicht für die strengeren Anforderungen des modernen Kunstverstandes gelten. Die Epen der ritterlichen Dichter lieben wie ihre Burgen mehr den Eindruck malerischer Willkür als architektonischer Nothwendigkeit.

Für einen großen Theil des Parzival ist nachzuweisen, daß Wolfram den Stoff und dessen Gruppirung aus dem Französischen entlehnt hat. Wieviel von dem, was nicht mit Crestien übereinstimmt, Wolframs Eigenthum ist, wer soll das bei der Unvollständigkeit unserer Literaturkenntniß je entscheiden? Doch kein Kenner der altfranzösischen Kunstepik wird bezweifeln, wie streng sich Wolfram auch in der Zeichnung an sein Vorbild gehalten haben mag, die warmen

Farben kommen von ihm. Man vergleiche ihn nur mit dem großen französischen Meister! Crestien ist unleugbar der bessere Erzähler, aber Wolfram der bedeutendere Dichter. In der Kunst des Vortrags, im klaren, wohllautenden Flusse der Verse ist Crestien dem deutschen Dichter überlegen; dafür gebietet dieser in der Charakterzeichnung seiner Helden über eine Poesie des Gemüthes, welche man bei jenem vergeblich sucht. Wie wenig sympathisch ist vor Allem der ausziehende Perceval Crestiens! Ein ungebärdiger, eigensinniger Junge, der nie hört, was man ihm sagt, der immer nur an sich denkt und fremdem Unglück gegenüber nur den allerherzlosesten Trost weiß. Die Kälte des französischen Dichters steht im engsten Zusammenhang mit seiner Geringschätzung des Weibes, welche gegen die conventionellen Formen des Frauendienstes so seltsam absticht.

Wolfram beherrscht den fremden Stoff mit überlegenem Geiste und drückt ihm das scharfe Gepräge seiner Persönlichkeit auf. Kein anderer Dichter des deutschen Mittelalters ist so sicher schon aus wenigen Versen zu erkennen wie Wolfram. Mit der zartesten Empfindung verbindet er einen überraschenden Gedankenreichthum und Tiefsinn, der sich seine eigene Sprache schafft. Mit Bewußtsein strebt er nach Selbständigkeit des Ausdrucks auch auf die Gefahr hin, daß dieser zuweilen dunkel und gesucht barock erscheine. Er erzählt lebendig und liebevoll; aber doch umspielt seine Lippen dann und wann ein schelmisches Lächeln; leicht hingeworfene Scherzreden verrathen uns, daß er allezeit über seinem Stoffe steht und seine Individualität seinem Werke nicht opfern will. Stellt er doch selbst seine Ritterwürde höher als seinen Dichterruhm, die That höher als das Wort, den Mann höher als den Dichter. Wenn auf der einen Seite dieses Vordrängen seiner Persönlichkeit seinem Epos im ästhetischen Sinn Eintrag thut, so entschädigt uns dafür auf der andern Seite der Reichthum und die Originalität dieser Persönlichkeit. Es ist ein ganzer Mann des deutschen Mittelalters, voll Gottesfurcht und Weltfreudigkeit, der uns aus dem Parzivalgedicht mit geistvollen Augen anblickt, kein weltflüchtiger Asket, sondern ein Mann des Lebens mit klarem Kopf und warmem Herzen, der für alle menschlichen Regungen, hohe und niedere, empfänglich ist.

Nach alledem ist leicht zu begreifen, warum gerade dieses Gedicht alle andern in Schatten stellte und Wolframs Stern in den Zenith des deutschen Mittelalters hob. Sein tiefsinniger Ernst, sein gemüthvoller Humor, seine Richtung auf's Ethische, sein Familiensinn, seine ganze volksthümliche Art machten ihn der späteren bürgerlichen Zeit werther als seine ritterlichen Sangesgenossen. Er wurde in der Sage der siegreiche Vertreter der aus der religiösen Inbrunst des Herzens entspringenden echten christlichen Weisheit, vor der auch bei den Mystikern die theologische Gelehrsamkeit zu Schanden wurde, und Jahrhunderte lang wiederholte man den Lobspruch Wirnts von Grafenberg:

Herr Wolfram,
Der weise Mann von Eschenbach;
Sein Herz ist ganzen Sinnes Dach:
Laienmund nie besser sprach.[49]

Zur Bekräftigung dieses Lobspruchs wirkte noch der Irrthum mit, daß Wolfram für den Dichter des jüngeren Titurel gehalten wurde. Dieses Buch, eines der berühmtesten im späteren Mittelalter, wurde von Albrecht von Scharfenberg vor 1272 vollendet und dem Baiernherzog Ludwig dem Strengen zugeeignet. Es behandelt im Anschluß an einige von Wolfram hinterlassene hochpoetische Fragmente die ältere Familiengeschichte der Gralkönige. Hier (v. 6179) wird zum ersten Mal in Deutschland die Identität des Grals und der Abendmahlsschüssel ausgesprochen. Die Krone des Gedichtes ist die Schilderung des Graltempels, den Wolfram nur beiläufig erwähnt und den nun Albrecht mit wahrhaft großartiger Phantasie als einen alle Wirklichkeit überstrahlenden Wunderbau vor uns erstehen läßt.[50] Der Grundriß, eine Rotunde, von Capellen umkränzt, erinnert an die Liebfrauenkirche zu Trier.[51] Im Kleinen wurden Graltempel und Gralgenossenschaft von Ludwigs des Strengen Sohn, dem Kaiser Ludwig dem Baiern, in seinem Ritterstift Ettal bei Oberammergau nachgeahmt.[52]

Nach Wolfram und Albrecht hat die Gralsage in Deutschland keine wesentliche Bereicherung erfahren. Nur ein tiefsinniger Zug mag hervorgehoben werden, den das Gedicht vom Wartburgkrieg gegen Ende des 13. Jahrhunderts hinzufügte: der Gral ist ein Edelstein, der aus Lucifers Krone sprang, als der Erzengel Michael sie ihm vom Haupte brach.[53]

Was die späteren Schicksale der Gralgemeinde betrifft, so stimmt ein Theil der Quellen darin überein, daß der Gral in den Orient zurückgekehrt sei. Nach dem deutschen Gedicht von Lohengrin (um 1280) steht in Indien eine neue Burg „Muntsalvätsch“, unvergleichlich schöner als die alte.[54] Die Mehrzahl der Dichtungen lassen Gral und Lanze auf geheimnißvolle Weise für immer verschwinden.

Trotzdem fehlte es im Mittelalter nicht an Orten, welche im Widerspruch mit Legende und Sage behaupteten, den heiligen Gral zu besitzen. Freilich darf man nicht, wie häufig geschehen, jede Ampulle mit heiligem Blut für den Gral halten. Deren gab es genug,[55] z. B. in Venedig, in Mantua, in Rupella, im Lateran; ein Onyxgefäß mit Christi Blut erhielt das Kloster Reichenau von Karl dem Großen; berühmt ist der noch jetzt alljährlich gefeierte Umritt mit dem heiligen Blut in Weingarten; ein Theil dieser Reliquie wurde dereinst in der Capelle zum heiligen Blut bei Unter-Ammergau in einem gothisch gethürmten Speisekelch aufbewahrt.[56] Aehnliche Reliquien waren in Willisau, in Stams, in Wilsnack und in der Kirche des heiligen Maximin bei Marseille. Ein Gefäß mit Christi Blut, das Nicodemus mit einem Messer von des Erlösers Händen und Füßen geschabt haben sollte, besaßen die Mönche von Fecamp.[57] Dietrich von Elsaß, Graf von Flandern, brachte aus dem dritten Kreuzzuge als Ehrengabe des Patriarchen von Jerusalem Blut Christi mit, das Joseph von Arimathia und Nicodemus vom Leichnam des Herrn mit dem Schwamme abgewaschen hatten. Die Reliquie kam in die Capelle des h. Basilius zu Brügge.[58] Im Jahre 1247 sandten die Großmeister der Templer und der Johanniter ein Krystallgefäß mit

Christi Blut an den englischen König Heinrich III, der es eigenhändig in feierlicher Procession nach Westminster trug, wo es verblieb.[59] In allen diesen Fällen ist nirgends vom Gral die Rede. Den Abendmahlskelch, der später mit dem Gral verwechselt wurde, zeigte man zur Zeit Bedas des Ehrwürdigen, im Anfang des achten Jahrhunderts, in Jerusalem; es war ein Silberbecher mit zwei Henkeln. Ein anderer befand sich im 16. Jahrhundert in der Abtei Isle-Barbe bei Lyon, ein dritter aus Agat in Valencia, ein vierter, aus einem unbekannten Edelstein geschnitten, zu Brives-la-Gaillarde in der Landschaft Limousin: dieser zeigte einen Sprung an der Stelle, wo ihn die Lippen des Judas berührt hatten.[60]

Des eigentlichen Grals, der Abendmahlsschüssel, rühmten sich vor Allem zwei Städte, Konstantinopel und Genua.[61] Das byzantinische Gefäß raubten die Kreuzfahrer im Jahre 1204, und der Bischof Werner von Troyes sandte es in seine Heimath. Es war ein großes Becken von Marmor, mit Silber eingefaßt. Eine griechische Inschrift bezeugte, daß es dem Heiland beim Abendmahl gedient habe und später auf der Tafel des byzantinischen Kaisers gebraucht worden sei.[62] Albrecht von Scharfenberg kannte diese Reliquie, bestritt aber als Vertreter der Gralsage ihre Echtheit. Die Griechen, meinte er, hätten diese kostbare Schüssel dem wahren Gral von Munsalväsche nachgebildet.[63] Höheren Ruhms erfreute sich der Catino sacro, die heilige Schüssel von Genua. Als im Jahre 1101 das Kreuzheer Balduins I. durch Leichen und Blut watend in die Moschee von Cäsarea, den alten Tempel des Herodes, eindrang, fiel den Genuesen eine grüne sechseckige Schale in die Hände, von der sie glaubten, sie sei aus einem einzigen großen Smaragd geformt. Der Geschichtschreiber des ersten Kreuzzugs, Wilhelm von Tyrus, erwähnt (vor 1187) dieses Beutestücks, weiß aber noch nichts davon, daß es die Abendmahlsschüssel Christi sein sollte.[64] Erst ein Jahrhundert später tritt Jacobus de Voragine, Erzbischof von Genua, für diese Sage ein und verweist dabei auf die englischen Gralromane. Nach seinem sagenhaften Bericht hatten die Sieger von Cäsarea die gesammte Beute in drei Theile getheilt: den ersten bildete die Stadt mit allen Immobilien, den zweiten der ganze Schatz der Stadt mit aller fahrenden Habe, den dritten einzig und allein die grüne Schüssel, und die Genuesen wählten sich, auf alles Andere verzichtend, die letztere.[65] Sie wurde in der Kathedrale des heiligen Lorenz in der Capelle Johannis des Täufers unter sorgfältigem Verschlusse aufbewahrt; sie erhielt eine Ehrenwache aus den vornehmsten Geschlechtern der Stadt; bei schwersten Strafen war verboten, sie mit einem Prüfstein oder sonstigen Stoffen zu berühren. Die Einen erzählten, das herrliche Gefäß sei nicht von Menschenhänden gemacht, Christus selbst habe es am Tage des Passahlamms aus gemeiner Erde gebildet;[66] die Andern behaupteten, es habe sich bereits unter den Schätzen befunden, welche die Königin von Saba dem Salomon als Geschenk nach Jerusalem gebracht habe.[67] Alle aber waren darin einig, daß es der höchste Schatz der reichen Republik, ja daß es das köstlichste Kleinod der Welt sei. Doch schon um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts wollten französische Skeptiker Luftblasen in dem

Gefäße bemerkt haben. Im Jahre 1806 wurde es auf Befehl Napoleons in das Antikencabinet der Pariser Bibliothek eingeliefert. Eine Commission des französischen Instituts, zur Untersuchung desselben berufen, erklärte den vermeintlichen Smaragd für einen gefärbten Glasfluß.[68] So widerfuhr dem Gral der Genuesen dasselbe Schicksal wie einem andern im Mittelalter hochberühmten Smaragd, den Karl der Große dem Kloster Reichenau geschenkt hatte: er war 28 Pfund schwer und wurde auf 600,000 Dukaten geschätzt, bis ihn die moderne Wissenschaft als einen grünen Glasfluß erkannte.[69] Mit der Restauration kam der heilige Napf wieder nach Genua zurück; aber sein Nimbus war unwiederbringlich dahin. Allem Anscheine nach hat er überhaupt nie als Tischgeräth, sondern als Waschbecken (malluvium)[70] oder als Opferschale (catinum) gedient, aus der die Hand des Opfernden Räucherwerk in die Gluth warf.[71]

In Deutschland scheint man keinen Anspruch auf Gralreliquien erhoben zu haben. Dafür zeigte man wenigstens in neuerer Zeit eine Nachbildung des Grals in dem sogenannten rauschenden Kelch, einem achteckigen Steinsarg in der Krypta des Speirer Doms.[72]

Der Ruhm des Grals lebte aber durch das ganze Mittelalter in Deutschland fort. Kunstgedicht und Volkslied sprechen von ihm als dem Inbegriff alles Höchsten und Herrlichsten auf Erden. Reinmar von Zweter nennt ein reines Weib den neuen Gral, nach dem man streiten soll. Die Geliebte ist des Herzens Gral. Wenn ich ihren werthen Leib schaue, sagt der Minnesänger Steinmar, so glaube ich des Grales Herr zu sein. Dein Leben gralet in Tugenden, ruft mit kühner Wortbildung Frauenlob dem Grafen Gerhart von der Hoye zu. In einem Tageliede Oswalds von Wolkenstein möchte der Liebende aus Angst vor den Aufpassern als Nachtigall von der Geliebten fortfliegen, damit ihres zarten Leibes Saal nicht verliere der Ehren Gral. Maria wird dem Gral verglichen; Gott selber heißt der höchste Gral. Noch um die Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts sangen die Studenten:

Du freies Burschenleben,
  Ich lob Dich vor dem Gral!
Gott hat Dir Macht gegeben,
Trauern zu widerstreben,
  Frisch Wesen überall.[73]

Zu den Niederdeutschen scheint die Sage von Parzival nicht gedrungen zu sein. Keine Andeutung verräth uns, daß sie Wolframs Gedicht oder einen der französischen Romane gekannt hätten. Vom Gral aber erhielten sie durch seine Verbindung mit der Schwanrittersage eine unbestimmte Kunde. Sie wußten nur, der Schwanritter sei vom Grale gekommen, und hielten daher dieses Wort für einen Ortsnamen, für den Namen eines prächtigen Hoflagers, eines seligen Wohnsitzes, — ein Mißverständniß, das uns bei Niederdeutschen nicht überraschen darf, da es auch hochdeutschen Dichtern begegnet ist.[74] Als im dreizehnten Jahrhundert die Jugend der niederdeutschen Städte, in ritterlichem Sport dem Adel nacheifernd, berühmte Scenen aus Sage und Dichtung, wie den Roland, die Tafelrunde, in heiteren Waffenspielen aufzuführen begann, da fehlte auch der Gral nicht.

Nach der Schöppenchronik von Magdeburg lebte in dieser Stadt um das Jahr 1280 ein gelehrter junger Patricier, der sich durch viele gute Gedichte hervorthat, Bruno von Schönebeck. Den baten seine Gesellen, der reichsten Bürger Kinder, daß er für sie auf Pfingsten ein freudig Spiel erdächte. Das that er und dichtete ihnen höfische Briefe dazu. Die sandten sie nach Goslar, nach Hildesheim und nach Braunschweig, nach Quedlinburg, Halberstadt und anderen Städten und luden zu sich alle Kaufleute, welche Ritterschaft üben wollten, daß sie nach Magdeburg kämen. Sie hatten ein schönes fahrendes Fräulein; die hieß Frau Feie (Sophia). Die sollte man dem geben, der sie erwerben möchte mit Züchten und Mannheit. Das brachte alle Jünglinge in den Städten in Bewegung. Die von Goslar kamen mit verdeckten Rossen, die von Braunschweig alle mit Grün verdeckt und bekleidet, und die andern Städte hatten auch ihre besonderen Wappen und Farben. Sie wollten aber nicht eher in die Stadt einreiten, bis man sie nach alter Sitte mit Lanzenrennen empfangen hatte. Unterdessen war auf der Mersche, einer Elbinsel gegenüber der Stadt, ein festliches Lager bereitet und viele Zelte und Pavillone aufgeschlagen worden. Dieses Lager hieß der Gral. Am folgenden Tage besetzten es die gepanzerten Jünglinge der Stadt. Davor stand ein Baum; an dem hängten sie ihre Schilde auf. Dann trat ein Fremder nach dem andern heran und berührte einen der Schilde, und wem von den Magdeburgern der Schild gehörte, der kam aus dem Grale hervor und bestand den Herausforderer. Das dauerte so lange, bis kein Schild mehr am Baume hing. Zuletzt erwarb Frau Feien ein alter Kaufmann aus Goslar. Der führte sie mit sich und verheirathete sie und gab ihr soviel mit, daß sie ihres wilden Lebens nicht mehr übte. Hievon handelte, wie die Chronik hinzufügt, ein eigenes deutsches Buch, das uns leider verloren ist.[75]

Daß wir uns unter dem Magdeburger Turniergral ein Lager von Lustgezelten zu denken haben, bestätigt ein hochdeutsches Gedicht aus dem fünfzehnten Jahrhundert, wo eine Gruppe von neun köstlichen Zelten, die aller Erdenwonne voll sind, gleichfalls Gral genannt wird. Die Knäufe der Zelte sind von edlem Gesteine; sie funkeln in der Sonne gleich dem Morgenstern nnd „zieren den ganzen Gral".[76]

Von dem prächtigen Turnierlager als dem Mittelpunkte des Festes ging der Name Gral auf das Fest selbst über und blieb ihm auch, nachdem die ritterlichen Waffenspiele anderen Lustbarkeiten gewichen waren. In Braunschweig war im fünfzehnten Jahrhundert der Gral ein großes Volksfest, das alle sieben Jahre auf dem Lindenberge gehalten wurde. Von nah und fern strömten Geistliche und Laien, Fürsten und edle Herren, Bürger und Bauern herzu. Während das junge Volk beim Klange der Pfeifen, Zinken und Trommeln auf der Wiese den Reihen sprang, drängte sich die vornehme Welt um die Spielzelte, worin je zwei der reichsten Bürgersfrauen köstlich angethan hinter den Würfeltischen saßen. Da konnte man spielen, um was man immer wollte. Wenn das gewünschte Ding überhaupt aufzutreiben war, so wurde es beschafft; es hatten sich zu diesem Zweck die verschiedensten Krambuden in der Nähe des Festplatzes angesiedelt. Dann wurde je nach dem Werthe des Gegenstandes der Preis des einzelnen Wurfes

bestimmt. Wer einen Rusch warf, gleichviel Augen auf allen drei Würfeln, der hatte gewonnen. Die Spieler wetteiferten, die Bankhalterinnen durch die abenteuerlichsten Forderungen in Verlegenheit zu bringen. So kamen einmal drei Junker; von denen trug der eine nach Jungfernmilch Verlangen: man holte sie ihm; denn so hieß ein Medicament in der Apotheke. Der andere begehrte Mückentalg; darnach wurde vergebens gesucht. Der dritte wollte gar um eine reiche Maid spielen, und man brachte ihm in der That eine solche mit dem Bescheide, daß er sie ehelichen und im Ehestand ehrlich halten sollte; für jeden Fehlwurf aber wurde eine so hohe Summe verlangt, „daß der Junker solches Spiels ist müßig gangen". Bei den Bierwirthen auf der Festwiese konnte man sich zur Zehrung auf eine bestimmte Zahl von Tagen einkaufen. Mittlerweile thaten sich die Rathsherren mit den eingeladenen edlen Gästen gütlich; denn es wurde, wie der Chronist versichert, „nach damaliger Art gar köstlich tracticret".[77] — Der letzte Gral wurde zu Braunschweig im Jahre 1481 abgehalten. Im Jahre 1470 hatte die Stadt Celle einen Gral, der aber nicht wiederholt wurde.[78] Eine Brüderschaft vom Gral in Rostock verbot der Bischof Friedrich von Schwerin bereits im Jahre 1367.[79] Die Erinnerung an ein ähnliches Fest bewahren in Lüneburg noch heute die Straßennamen: Am Gral, Gralstraße, Gralwall, das Hospital zum Gral, im Jahre 1474 gegründet.[80]

Man könnte versucht sein, in dem Namen Gral eine Beziehung zu dem Glückshafen zu vermuthen, der alles liefert, was man wünscht; allein um jene Zeit hatte das Wort Gral bei den Niederdeutschen längst die allgemeine Bedeutung von Fest, Lustbarkeit, Freudenlärm angenommen. Gral und Freude hub sich da, heißt es im niederdeutschen Aesop; ebenso im Reinke de Vos, wo das fröhliche Treiben eines Hoftages der Thiere, das Schmausen und Fechten, das Tanzen und Singen, das Pfeifen und Pauken geschildert wird:

Der König sah von seinem Saal;
Ihm behagete sehr wohl der große Gral.[81]

Man brauchte das Zeitwort gralen = jubelnd lärmen und dachte dabei an das niederdeutsche grölen, schreien. Das abgeleitete Gralisieren kam im sechzehnten Jahrhundert in der Form Kralesieren auch ins Hochdeutsche und hieß „ein freudiges Getöse machen, dergleichen bei Gastmählern gehört wird".[82] Aus dem so bis zur Unkenntlichkeit entstellten Worte bildete man das Substantiv Krales; auf den Krales oder Grales gehen, hieß zum Schmause, zur Bewirthung gehen. In einigen deutschen Gegenden, z. B. in Franken und Schlesien, besteht noch der alterthümliche Brauch, daß die Geistlichen alljährlich einmal in den einzelnen Häusern ihrer Gemeinde einsprechen, wobei sie Getreide, Flachs und dergleichen zum Geschenk erhalten. Das nennt man „auf den Grales oder Grollus gehen". Noch liegt auf diesem bescheidenen Wort ein Schimmer des Wunschkleinods von Munsalväsche.

Als höchster Freudenort prangt der Gral in der religiösen Dichtung der Niederdeutschen. Nach einem alten Bremer Kirchengebet tanzen die elftausend Jungfrauen vor Maria in dem Himmelgrale. Helft mir, ruft ihnen der Betende zu, daß ich nimmer geschieden werde von eurem Grale! — In einem Lübischen Gebetbüchlein von 1485 lautet ein Bittgesang:

Gieb, o Herr, in Deinem Saale
Unsern Seelen Ruh und Rast!
Löse sie von Schmerzenlast
In des Paradieses Grale![83]

Doch alle kirchliche Weihe konnte das Wort nicht davor bewahren, daß seine Bedeutung in ihr unheiligstes Gegentheil umschlug. Diese Umwandlung kam auf demselben Wege, der das Wort zu den Niederdeutschen geführt hatte. Mehr und mehr wurde der Schwanritter, selbst in seiner niederrheinischen Heimath, mit mißtrauischen Augen betrachtet; man spürte ihm instinctiv seine heidnische Herkunft an, und mit ihm erschien auch der Gral in unheimlichem, dämonischem Lichte. Lohengrin wandelte auf des Tannhäusers Pfaden. So schreibt der holländische Chronist Veldenaer gegen Ende des fünfzehnten Jahrhunderts: Einige Chroniken sagen, der Schwanritter sei aus dem Grale (dat grael) gekommen, wie früher das Paradies auf Erden geheißen habe. Aber das ist das heilige Paradies nicht, sondern es ist ein sündiger Ort, wo man durch großes Abenteuer hineinkommt und durch großes Abenteuer und Glück wieder heraus.[84] — Eine Halberstädter Sachsenchronik aus derselben Zeit sagt es noch deutlicher: Die Historienschreiber meinen, dieser Jüngling, der Schwanritter, sei aus dem Berge gekommen, wo Venus in dem Grale ist.[85] — Solche Schicksale haben die Worte. Die Abendmahlsschüssel des Herrn, die nach der Legende keine Weltlust in ihrer Nähe duldet, die nach den französischen Romanen nur der jungfräulich Reine erwerben kann, die auch nach Wolfram sich nur von magdlichen Händen heben läßt und ihrer Ritterschaft allen Minnedienst verbietet, sie mußte schließlich ihren Namen — dem Venusberge leihen. Von dem runden Berg der heiligen Barbara bei Pozzuoli ging die Sage, daß eine große Gesellschaft entrückter Menschen in ihm hause, welche da in Tänzen und Lüsten leben sollen bis zum jüngsten Tage. Bei den Deutschen des sechzehnten Jahrhunderts hieß dieser Berg der Gral.[86] Auch die hochdeutsche Literatur brauchte den Namen zuletzt nur in diesem Sinne: als synonym mit Venusberg erwähnte ihn noch Fischart im Gargantua;[87] dann wurde er vergessen.

Nach dem sechzehnten Jahrhundert schwand Sage und Wort nicht blos aus dem Munde des Volkes, sondern auch aus den Büchern der Gelehrten, so daß der treffliche Frisch, der Rector des Berliner Gymnasiums, als er im Jahre 1741 sein noch heute unter den Sprachforschern hochgeschätztes deutsch-lateinisches Wörterbuch drucken ließ, nur die eine Erklärung beizubringen wußte: „Gral, ein altes Spiel, so mit Tantzen und Schreien gehalten wurde."

Nachweise.

1) Erec, herausg. von M. Haupt, Leipzig 1839, v. 1511: Persevâus, v. 1683: Parcefâl von Glois.

2) Ausgaben: Wolfram von Eschenbach von Karl Lachmann, 4. Ausgabe, Berlin 1879. — Wolframs von Eschenbach Parzival und Titurel, herausg. von Karl Bartsch, Leipz. 1870, 2 Theile.

3) Bartsch, Germanistische Studien, Wien 1875, II, 138.

4) G. Paris in der Romania, Paris 1875, IV, 149.

5) W. L. Holland, Crestien von Troies, Tübingen 1854, 195 ff. Potvin, Bibliographie de Chrestien de Troyes, Bruxelles 1863, 17 ff. Ausgabe von Potvin, Perceval le Gallois ou le Conte du Graal, Mons 1866–71, 6 Vols (Société des Bibliophiles Belges séant à Mons N. 21).

6) Du Cange-Henschel, Glossarium mediae et infimae latinitatis, Parisiis 1840, III, 557.

7) Migne, Patrologiae Cursus completus, Series Latina, Tom. CCXII, (Paris 1855) col. 814.

8) Joh. Georg. Eccard, Veterum Monumentorum Quaternio, Lipsiae 1720, 38.

9) Die poetische s. Francisque Michel, Le Roman du St. Graal, Bordeaux 1841. Die prosaischen s. Hucher, Le Saint Graal, Le Mans 1874. Vol. I. — G. Weidner, Der Prosaroman von Joseph von Arimathia, Oppeln 1881.

10) Zarncke in den Beiträgen zur Geschichte der deutschen Sprache und Literatur, herausg. von Paul und Braune, Halle 1870, III, 304 ff. — Birch-Hirschfeld, Die Sage vom Gral, Leipz. 1877, 216 ff.

11) Robert de Boron v. 907. — Lou Graal c'est a dire lou caalice, Hucher I, 227. Vergl. Roman de Lancelot du Lac, Paris 1513, II, fol. 51, col. 2. — Ernst Martin, Zur Gralsage, Straßburg 1880, 38. — Auch im Prosaroman Perceval li Gallois meint Gawain im Gral einen Kelch zu erblicken (Birch-Hirschfeld, Die Sage vom Gral, 126. 132).

12) Heinrich, Le Parcival de Wolfram d'Eschenbach et la légende du St. Graal, Paris 1855, 78. N 4.

13) Martonne, Observations sur l'origine de la légende du St. Graal s. Mémoires et dissertations sur les Antiquités, publiés par la Société royale des antiquaires de France, Paris 1846, XVIII, 87.

14) Birch-Hirschfeld, 221 f.

15) Gautier de Doulens v. 28118 (Potvin, Perceval IV, 263).

16) Pitra, Spicilegium Solesmense, Parisiis 1855, III, 499 ff. — O. Pohl, Das Ichthys-Monument von Autun, Berlin 1880, 4. 5. 11.

17) Weil, Biblische Legenden der Muselmänner, Frankfurt 1845, 292.

18) Matth. 4,19. Marc. 1,17. Lucas 5,10.

19) Dursch, Symbolik der christlichen Religion, Tübingen 1858, II, 435. Christus selbst als Fischer s. Martigny, Dictionnaire des Antiquités chrétiennes, Paris 1865 518. Vgl. Cahier, Caractéristiques des Saints dans l'art populaire, Paris 1867, II, 695.

20) Richerius, Chronicon Senonensis abbatiae, L. 2, c. 6. — Paulin Paris in der Romania, Paris 1872, I, 458.

21) Dammann, Kulturkämpfe in Alt-England, Gütersloh 1881, I, 27.

22) Döllinger, Die Pabstfabeln des Mittelalters, München 1863, 52.

23) Zarncke in den Beiträgen von Paul und Braune III, 325.

24) Der alte Titel des sogenannten „großen Gral“ war Histoire de Joseph d'Arimathie s. Hucher Vol. II. u. III. Wichtige schismatische Stelle s. II, 195: Lors apiela nostre sire Josefe etc.

25) Crestien 4409. 4741. Auch bei seinem Fortsetzer Gautier von Doulens, Handschrift Montpellier, Potvin II, 369, 20. Vergl. Birch-Hirschfeld 100. 106. 121. 175. 278.

26) Crestien 4412. Auch der altfranzösische Roman von der Gralsuche (die sogenannte „große Queste“) giebt keine Aufklärung über den Gral. Als Abendmahlsschüssel bezeichnen ihn Robert von Boron, der prosaische „kleine Gral“, der „große, Gral“ und der Roman von Perceforest. Nur von der Aufnahme des heiligen Blutes sprechen die sogenannte „kleine Queste“, die Fortsetzer Crestiens Gautier u. Manessier, der Prosaroman Perceval li Gallois und der Roman von Lanzelot du Lac.

27) Herodot L. III, c. 18. — Belger, Moriz Haupt als akademischer Lehrer, Berlin 1879, 283. — Pfeiffers Germania XXV, 288. — Hammer, Rosenöl, Stuttgart und Tüb. 1813, I, 17. — Jülg, die Märchen des Siddhikür, Leipz. 1866, 112. — J. Schmidt, Dsang-lun oder der Weise und der Thor, St. Petersburg 1843, II, 230. — Benfey, Pantschatantra, Leipz. 1859, I, 169. — Brockhaus, die Märchensammlung des Somadeva Bhatta aus Kaschmir, Leipz. 1843, 19. — Rosen, Tuti-Nameh, das Papageienbuch, Leipzig 1858, II, 252. — Radloff, Proben der Volksliteratur der türkischen Stämme Süd-Sibiriens, Petersburg 1866. I, 34. — Jülg, Siddhikür 87.— Dietrich, Russische Volksmärchen, Leipz. 1831, 120. — Der Pentamerone von Basile, aus dem Neapolitanischen von F. Liebrecht, Breslau 1846, II, 162.

28) Uhlands Schriften zur Geschichte der Dichtung und Sage, Stuttgart 1866, II, 163. — Villemarqué, Les Romans de la Table ronde, 3. edition, Paris 1860, 142 f. — Émile Souvestre, Le Foyer Breton, Contes et recits populaires, Paris 1858, II, 97.

29) J. Grimm, Deutsche Mythologie, 4. Ausg. Berlin 1875, 1, 114 ff.

30) Parz. 238, 8.

31) Deutlicher Hinweis auf die flämische Schwansage s. Potvin, Perceval VI, 210. Vergl. E. Martin im Anzeiger für deutsches Alterthum, Berlin 1879, V, 87.

32) Villemarqué, Romans de la Table ronde, 146. Crestien 7542.

33) Die sogenannte „kleine Queste“ s. Hucher I, 375 ff.

34) Halliwell, The Thornton Romances, London, Camden Society 1844, 1 ff.

35) Das Mabinogi (Märchen) von Peredur s. Lady Guest, The Mabinogion from the Llyfr Coch o Hergest, London 1839, II, 233. 371. III, 384.

36) Robert Williams, Y Seint Greal, London 1876, kymrische Uebersetzung des großen französischen Prosaromans von der Gralsuche: La Queste del St. Graal. ed. Furnivall, London, Roxburghe Club 1864. (sogenannte „große Queste“).

37) M. Hartmann und L. Pfau, Bretonische Volkslieder, Köln 1859, 39. Vergl. Gautier de Doulens 25792 ff. (Potvin, Perceval IV, 188) und die kleine Queste, Hucher I, 445. — Der Ausritt des jungen Perceval wurde öfters nachgeahmt, z. B. in dem Lai von Tyolet (Romania, Paris 1879, VIII, 41), in dem Abenteuerroman Fregus von Guillaume le Clerc (herausgegeben von Fr. Michel, Edimburg 1841, 13 ff.), in dem italienischen Roman von Carduino (Rajna, Il cantari di Carduino, Bologna 1873). Auch die von Meerelben erzogenen und in die Welt entsandten jungen Helden Lanzelot und Wigamur erinnern an Perceval, Lanzelot allerdings nur durch seine Unerfahrenheit in ritterlichen Künsten (Ulrich von Zatzikhoven, Lanzelet, herausg. von Hahn, Frankfurt 1845, v. 400 ff); von Wigamur aber heißt es: Nu was er an dem lîbe gar wîz, schoene und hêrlich, wilt und darzuo toerlîch wâren die gebaerde sîn. v. 423. (Von der Hagen und Büsching, Deutsche Gedichte des Mittelalters, Berlin 1808. I.)

38) Souvestre, Le Foyer Breton, II, 137 ff.

39) Parz. 140, 16.



40) Mit den Worten perce und aval spielt auch der Moralist, welcher der Gräfin Blanca von Champagne († 1200 oder 1201) nachrühmt, daß sie von den das Seelenheil gefährdenden Lügen der Romane nichts wissen wolle:

Laissiez Cliges et Perceval,
Qui les cuers perce et trait aval.

s. W. L. Holland, Crestien von Troies, 55.

41) „Wir wissen nicht, ob es allein Spiel des Zufalls ist, daß selbst der Name des Helden Parcifal auf ganz ungezwungene Weise aus dem Arabischen sich ableiten läßt: Parsi oder Parsch Fal d. i. der reine oder arme Dumme oder thumbe in der Sprache des Gedichts, in welchem Charakter er auch durch den Verlauf vortrefflich gehalten ist". Görres, Lohengrin, Heidelberg 1813, p. VI. So „ganz ungezwungen" erscheint diese Ableitung doch nicht, wenn man erwägt, daß auf alle Fälle das Adjectiv hinter dem Substantiv stehen müßte, daß es wohl ein zwar nicht arabisches, aber persisches Wort pârsâ giebt, das „tugendhaft, rein von Sünde" bedeutet, daß jedoch weder im Arabischen noch im Persischen ein Wort fâl = Thor zu finden ist.

42) à la guise de Gales, Crestien 1694.
à la manière et à la guise
de Galois fu apparelliés. 1796.

Die Mutter gestattet ihm bei Crestien nicht mehr als einen Wurfspieß, damit er nicht allzu „galois" erscheine. — Girald von Barri, der Wales im J. 1188 bereist hat, sagt von den Kymren, daß sie entweder barfuß gehen oder ungeschlachte Stiefel von rohen Häuten tragen (Descriptio Kambriae, L. I, C. 8. Opera ed. Dimock, London 1867, VI, 181). Ausführlicher ist die Schilderung in Higdens Polychronicon (L. I, c. 16) aus dem ersten Viertel des 14. Jahrhunderts:

His vestium insignia
sunt chlamys et camisia
et crispa femoralia — —
nudatis semper tibiis — —
sagittis, hastis brevibus
concertant in conflictibus.

(Wright, Latin poems commonly attributed to Walter Mapes, London, Camden Soc. 1841, 134, 79 ff. Vergl. with arowes and short speres, ib. 350.) Mit diesen Angaben stimmen in den Schilderungen unserer Gedichte die am nackten Bein getragenen Stiefel von ungegerbtem Fell, ribbalîn bei Wolfram, revelin bei Crestien (rivelins noch heute auf den Orkaden, im Mittelenglischen rivelings, schottisch rewelings, rowlings, daher das heutige englische rullions, s. Jamieson, Etymological dictionary of the Scottish language, Edinburgh 1841, II, 297), und der kurze Würfspieß, gabilôt bei Wolfram, gaverlot bei Crestien. Im englischen Spielmannslied trägt Perceval Hosen von Ziegenfellen — crispa femoralia.

43) Diu Crône von Heinrich von dem Türlin, herausg. von Scholl, Stuttgart 1852, 360, v. 29182. Vergl. Martin, Zur Gralsage 30.

44) Hucher I, 418. 428. 466 f. 484.

45) Einleitung zu Crestiens Conte del graal v. 389 (Potvin, Perceval II, 14), Fortsetzung Gerberts (Potvin VI, 166).

46) Sire, je vos prie que vous me diez, que l'en sert do cest vessel, Hucher I. 482. Ausgesprochen wird die Frage nur hier, in der sogenannten kleinen Queste, und bei Gautier, bei Wolfram und Heinrich von dem Türlin. Außerdem ist die Rede von ihr bei Crestien und seinem Fortsetzer Gerbert, im Perceval li Gallois und im kymrischen Mabinogi. Bei Manessier und in der großen Queste fehlt sie ganz.

47) In der „kleinen Queste" s. Hucher I, 482.

48) Martin, Zur Gralsage 41.

49) Wigalois, herausg. von Franz Pfeiffer, Leipzig 1847, 163, 39.

50) Parz. 816, 15. — Zarncke, der Graltempel s. Abhandlungen der sächsischen Akademie der Wissenschaften, Philolog. histor. Classe VII (1879), 373 ff.

51) San Marte, Leben und Dichten Wolframs von Eschenbach, Magdeburg 1841, II, 293.

52) H. Holland, Kaiser Ludwig der Bayer und sein Stift zu Ettal, München 1860.

53) Der Wartburgkrieg, herausg. von Simrock, Stuttgart und Augsburg 1858 Str. 143 u. 145. Nach Martin (Zur Gralsage 39) deutet auf diese Sage schon der Name lapsit exillis bei Wolfram (Parz. 469,7) = lapsit ex coelis.

54) Lohengrin, herausg. von H. Rückert, Quedlinb. u. Leipz. 1858, Str. 715 f.

55) Wolfg. Menzel, Christliche Symbolik, Regensb. 1854, I, 144.

56) Schöppner, Sagenbuch der Bayerischen Lande, München 1853, III, 210 N. 1191.

57) Sepp, Leben Jesu Christi, Regensburg 1846, V, 139. Die Blutreliquie in Walldürn ist nichts als consecrirter Kelchwein, der (im J. 1330) auf das Corporale verschüttet wurde. Birlinger, Aus Schwaben, Wiesbaden 1874, I, 280.

58) Martonne (s. N. 14) 77.

59) Matthaei Parisiensis Chronica majora, ed. Richards Luard, London 1877, IV, 640.

60) (C. de Laboureur) Les mazures de l'abbaye royale de l'Isle Barbe lez Lyon, Lyon 1681, 10 f.

61) Auch unter den zahlreichen Reliquien des Mutterklosters Cluni soll sich eine Abendmahlsschüssel befunden haben. Marchand, Moines et Nonnes, Paris 1881, I, 103.

62) Wilken, Geschichte der Kreuzzüge, Leipzig 1829, V, 307.

63) Der jüngere Titurel, herausg. von Hahn, Quedlinb. u. Leipz. 1842, v. 6175

64) Bellum Sacrum L. X, c. 16.

65) Jacobus de Voragine, Chronica de Civitate Januensi, Pars XI, c. 18 bei Muratori, Rerum Italicarum Scriptores, Mediolani 1726, IX, col. 32. — Zu Anfang des 16. Jahrhunderts erzählte man, die Pisaner, Venezianer und Genuesen hätten zusammen Jerusalem den Türken abgenommen und die Beute in derselben Weise in drei Theile getheilt; die Pisaner hätten sich der Domänen und die Venezianer der Schätze bemächtigt, so daß für die Genuesen nur das Smaragdgefäß übrig geblieben sei. Jehan d'Autun, Chroniques de Loys XII, a. 1502, bei Roquefort, Glossaire de la langue Romane, Paris 1808, I, 704, auch bei Gräße, Die großen Sagenkreise des Mittelalters, Dresden und Leipzig 1842, 143. — Nach spanischen Berichten war die Smaragdschüssel unter der reichen Beute, welche dem König Alfons von Castilien bei der Eroberung von Almeria im J. 1147 in die Hände fiel. Er ließ den mit ihm verbündeten Genuesen die Wahl zwischen der Schüssel und der ganzen übrigen Beute. Fra Gaetano da S. Teresa, Il Catino di Smeraldo Orientale, Genova 1726, 250.

66) Jehan d'Autun, a. a. O. — Fra Gaetano, a. a. O. 231 f.

67) Fra Gaetano 60.

68) Millin, Voyage en Savoie, en Piémont, à Nice et à Gènes, Paris 1816, II, 166 ff.

69) Heinr. Meyer, Insula fortunata Reichenaw, Costantz (1740) 19. — (Andreä) Briefe aus der Schweiz nach Hannover, geschrieben in dem Jahre 1763, Zürich 1776, 47 und 65.

70) Bossi, Observations sur le vase, que l'on conservait à Gènes sous le nom de Sacro Catino, Turin 1807, 37.

71) Kleinpaul in der Beilage zur Allg. Zeitung 5. Oct. 1879.

72) A. Becker, Die Pfalz und die Pfälzer, Leipz. 1858, 131.

73) Bartsch, Deutsche Liederdichter, 2. Ausg. Stuttg. 1879, N. XL, 127. — Ulrichs von Türheim Willehalm s. Lexer, Mittelhochdeutsches Handwörterbuch,

Leipzig 1872, I, Sp. 1066. — Steinmar bei Von der Hagen, Minnesinger, Leipzig 1838, II, 159 a. — Frauenlob, Ausg. von Ettmüller, Quedlinburg u. Leipzig 1843, N. 130, 19. — Oswald von Wolkenstein, herausg. von Beda Weber, Innsbruck 1847, N. XXIX, 2, 24. — Maria bei Frauenlob, a. a. O. N. 11, 28. Bartsch, Meisterlieder der Kolmarer Handschrift, Stuttgart 1862, N. VI, 241. — Meister Altswert, herausg. von Holland und Keller, Stuttg. 1850, 135, 13. — Uhland, Alte hoch- und niederdeutsche Volkslieder, Stuttg. u. Tüb. 1845, II, 684 N. 261.

74) Schule der Minne v. 359 in Laßbergs Liedersaal, St. Gallen u. Konstanz 1846, III, 588.

75) Chroniken der deutschen Städte, Leipz. 1869, VII, 168.

76) Rede des elenden Knaben s. Mones Anzeiger, Nürnb. 1833, Sp. 298.

77) Telomonius Ornatomontanus, Descriptio belli inter Henricos circa a. 1492 gesti bei Leibnitz, Scriptorum Brunsvicensia illustrantium, Hanov. 1707. II, 91. — Rehtmeier, Braunschweigisch-Lüneburgische Chronica, Braunschw. 1722, 752.

78) Aus Korns ungedruckter Chronik der Stadt Zelle in Spangenbergs Neuem vaterländischem Archiv, Lüneburg, Jahrg. 1824, II, 365.

79) Etwas von gelehrten Rostock'schen Sachen, Rostock 1738, 12, bei Gräße, Sagenkreise 137.

80) Jahrbuch des Vereins für niederdeutsche Sprachforschung, Bremen 1879 V, 125. 168.

81) Niederdeutscher Aesopus, herausgegeben von Hoffmann, Berlin 1870, 40. — Reinke v. 3306.

82) Deutsches Wörterbuch, Leipz. 1873, V, Sp. 1980.

83) Schiller-Lübben, Mittelniederdeutsches Wörterbuch, Bremen 1876, II, 138.

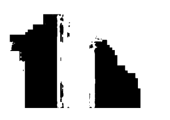
84) Oudemans, Bijdrage tot een Middel- en Oudnederlandsch Wordenboek, Arnhem 1871, II, 727.

85) Caspar Abel, Sammlung etlicher noch nicht gedruckten alten Chroniken, Braunschweig 1732, 56,

86) Schilter, Thesaurus Antiquitatum, Ulmae 1728, III, 402.

87) Stuttgart, Scheible 1847, 414. Es ist der Berg bei Pozzuoli gemeint.





Verlag von S. Schottlaender in Breslau.



Ballestrem, E., Gräfin, Charitas. Ein Almanach in Wort und Bild. Miniatur-Ausgabe. In Prachtband M. 4.—

Coppée, François, Olivier. Novelle in Versen. Uebersetzt von Wolf Grafen Baudissin, mit Einleitung von Paul Lindau über Wolf Baudissin. Miniatur-Ausgabe.
In Prachtband M. 3.—

Franzos, K. E., Junge Liebe. Zwei Geschichten. 3. Aufl. Min.-Ausg.
In Prachtband M. 4.—

Jensen, W., Vor Sonnenwende. Miniatur-Ausgabe.
In Prachtband M. 3.—

Laßwitz, Kurd, Bilder aus der Zukunft. 2. Aufl. Min.-Ausgabe.
In Prachtband M. 6.50.

Ohorn, A., Schlichtes Volk. Miniatur-Ausgabe.
In Prachtband M. 3.—

Ompteda, L., Frhr. v., Bilder aus dem Leben in England.
In Prachtband M. 9.—

Polko, Elise, Aus der Fremde. Neue Dichtergrüße. Aus vieler Herren Länder gesammelt. 2. (Stereotyp-) Abdruck.
In Prachtband M. 6.—

do. do. Miniaturen und Novellen. Miniatur-Ausgabe.
In Prachtband M. 4.50.

do. do. Stimmungsbilder. Miniatur-Ausgabe.
In Prachtband M. 4.50.

Rangabé, Dukas. Tragödie in fünf Aufzügen.
In Prachtband M. 5.—

René, Arthur, Jahreszeit-Blumen. Miniatur-Ausgabe.
In Prachtband M. 4.—

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.

